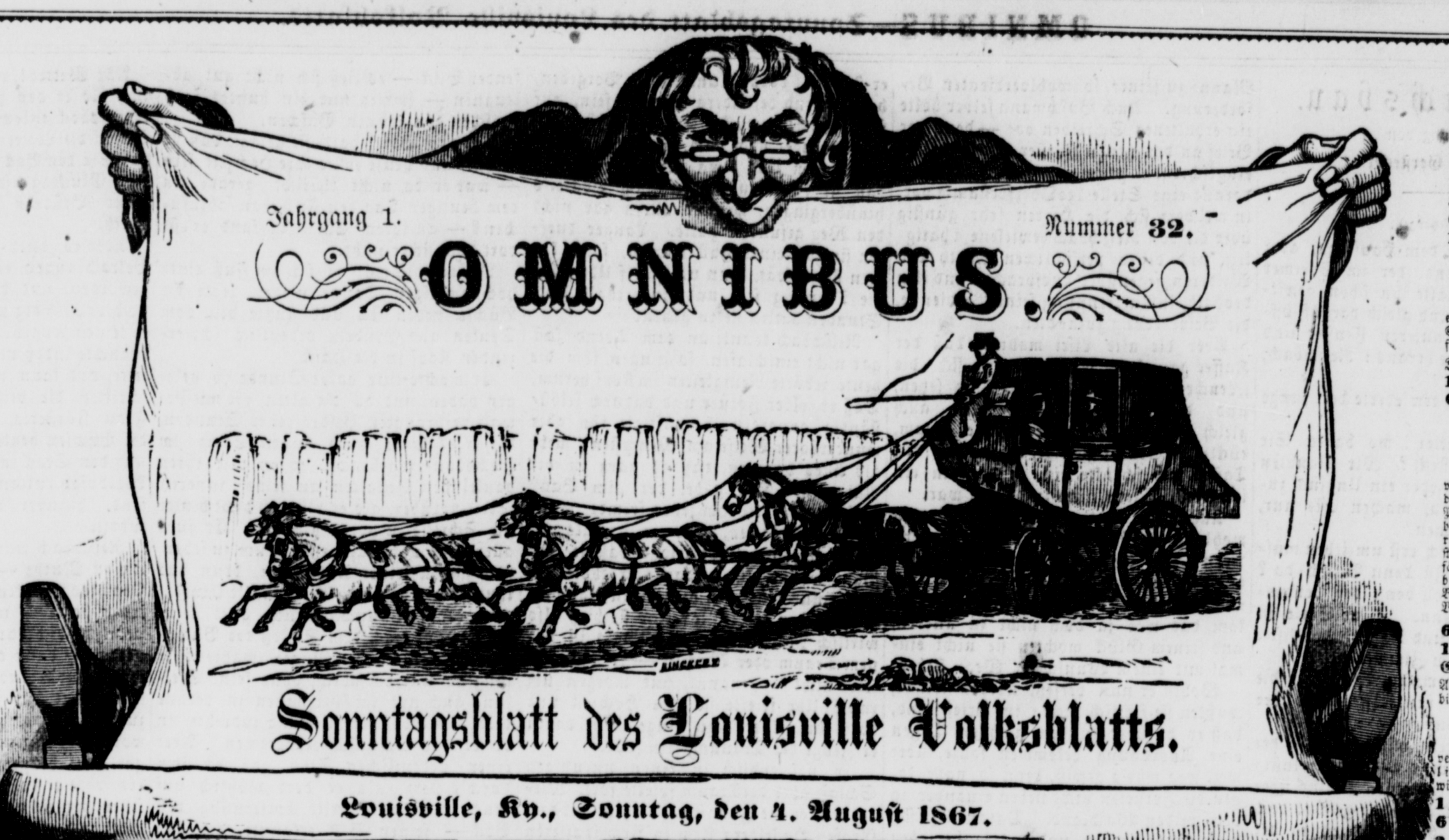
OMNIBUS,
Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.
Enthält außer zwei spannenden
Romanen,
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Lesestoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Neuigkeiten
der Woche,
Lokal- und neueste Nachrichten, Wochen-Rundschau 2c.

Bedingungen:
Preis per Post:
$3.00 per Jahr.
Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern
Einzelne Nummern 10 Cts.
Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil, für jedesmalige Insertion **$1.00**
—0—
Der Omnibus und das wöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $4.00
Der Omnibus und das halbwöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $5.50
Der Omnibus und das tägliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $10.50
—0—
Man adressire gef.
W. Krippenstapel,
Louisville Ky.



Jahrgang 1. Nummer 32.

OMNIBUS.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 4. August 1867.

Das Tägliche
Louisville Volksblatt,
erscheint mit Ausnahme Montags jeden Morgen und enthält alle bis gegen Morgen einlaufenden Depeschen in deutscher Uebersetzung. Es kostet, frei in's Haus geliefert,
1 Woche 20 Cents.
3 Monate per Post $2,00
6 Monate „ „ 4.00
1 Jahr „ „ 8.00
—0—
Das Halbwöchentliche
Louisville Volksblatt,
erscheint jeden Mittwoch und Samstag Morgen. Es kostet frei in's Haus geliefert, für
Zwei Wochen 15 Cents.
1 Jahr per Post $3.00
6 Monate „ „ 1.50
—0—
Das Wöchentliche
Louisville Volksblatt
verläßt jeden Mittwoch Morgen die Presse und wird sofort zur Post befördert. Es enthält neben den neuesten politischen Nachrichten den ausgewähltesten Lestoff und namentlich einen sorgfältig ausgearbeiteten Marktbericht. Der Preis dieses Blattes ist in unbedingter Vorausbezahlung
6 Monate 75 Cents.
1 Jahr $1.50
Einzelne Nummern —.05
Anzeigen für dasselbe finden billige Aufnahme.
—0—
Nach Deutschland
versenden wir das Wöchentliche Volksblatt (wobei wir die Frankirung besorgen):
1 Jahr $5.00
6 Monate 2.50
3 Monate 1.25
Einzelne Nummern —.10

Zukunfts-Ballade.

Der Kaiser sitzt im Rittersaal,
Zur Seite ihm sein hold Gemahl.
Der goldne Wein im Becher glänzt;
Doch als der Mundschenk ihn kredenzt,
Da faßt den Kaiser ein Schauder an:
„Was willst Du hier, Du blasser Mann?
Was zeigst Du mir Dein blutig Gewand
Und streckst nach mir die Todtenhand?"—
Und die Wangen der holden Kaiserin
Sich jäh vor Schreck entfärben,
Und der Becher sinkt zur Erde hin
Und springt in tausend Scherben.

Der Kaiser winkt der Kaiserin zu:
„Es ist vorbei! Komm', Lieb', zur Ruh'!"
Er wandelt zum Schlafgemach empor;
Da huscht am Vorhang ein Weib hervor,
Die Augen stier, das Haar zerzaust,
Und drohend geballt die hagre Faust.
Sie zeigt eine Rose: „Herrin, sprich!
Kennst Du die Rose, u. kennst Du mich?"
Da zittert die Kaiserin und spricht:
„Schau dort das bleiche Gerippe!
Fort, fort! Siehst Du die Rose nicht?—
Mir graut vor Deiner Lippe!"

Und einsam geht er in sein Gemach,
Doch bleiben die Augen wüst und wach;
Wohin er faßt, wohin er späht,
Der blutige Schatten vor ihm steht,
Das Haupt mit güldner Kron' geschmückt,
Das Scepter hält sein Arm gezückt:
„So schlafe, Kaiser, schlaf' doch ein!
Nimm hin die Krone, sie sei Dein!"
Der Kaiser wirft sich hin und her:
„Zum Teufel alle Kronen!
Zum Teufel—ich kann nicht schlafen mehr!
Die verdammten Visionen!"

Und nächsten Tags ruft er zum Ball
Die Schranzen und Odalisken all;
Die kommen herbei, die Fiedel klingt,
Die Tänzer schweben, leichtbeschwingt.
Da plötzlich weht es durch den Saal
Wie giftiger Grabeshauch zumal;
Es tanzt voran der wilden Schaar
Ein bleiches, klapperndes Todtenpaar.
Und wo es naht, schweigt Scherz und Lust;
Doch schaut die Tänzer nur Einer,
Der seufzt und schlägt an seine Brust:
„O Himmel, erbarm' Dich meiner!"

Maximilian.

Das Fatum hat ein strenges Wort gesprochen!
Sie, von des Wahnes Nacht den Geist umfloret,
Er, dessen Lebenskraft noch ungebrochen,
Von zorn'ger Richter sichrem Schuß durchbohret!

Das Spiel ist aus; bald sinkt der Vorhang nieder;
Dem Zorn des Schicksals fiel der Held zur Sühne,
Der ernste Chor singt mahnend Klagelieder
Umschreitend noch die blutbefleckte Bühne.

„Die Schuld, der Herrsch- und Finstersucht entsprossen,"
So tönt's, „sie wälzte sich in ferne Sphären;
Das ist der Fluch der bösen That, Genossen,
„Daß sie fortzeugend Böses muß gebären!"

Die Thräne quillt, es läuten Trauerglocken,
O horcht der Mahnung in den ernsten Tönen;
Wenn jemals euch die bösen Geister locken,
Verschließt das Herz dem Rufe der Sirenen!

Die kleine Welt wird sein Geschick beklagen,
Doch höh're Richter sitzen zu Gerichte;
Der Herrschsucht galt es tiefe Wunden schlagen,
Das ist die Nemesis der Weltschichte!

Die neuen Gebote.

Erstes Gebot. Du sollst keinen andern Sonntag feiern, als den Sonntag, welchen Dir die Kirche anbefiehlt.

Zweites Gebot. Du sollst kein Bild oder Gleichniß anschauen, mag es sein ein Billard, eine Kegelbahn, Karten oder Würfel; denn die Kirche ist eine gar eifersüchtige Kirche und wird ihren Zorn über Karten- und Billardspieler schon ausüben, wohl aber wird sie hegen, pflegen und liebhaben Alle die, die ihre Gebote halten.

Drittes Gebot. Du sollst den Namen Deines Priesters nicht unnütz im Munde führen, denn der Priester wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

Viertes Gebot. Denken Sie stets, meine Damen und Herren an den ersten Tag in der Woche, (—es ist das der Sabbath nicht—) und halten Sie den heilig. Sechs Tage sollst Du arbeiten, sollst alle Deine schwere Arbeit vollbringen, aber der siebente Tag gehört allein der Kirche; an dem Tage sollst weder Du, noch Dein Sohn, noch Deine [illegible] —nein nur Dein Bedienter soll früh anfangen Deine Kutsche zu waschen u. Deine Pferde zu putzen, damit er Dich in der schönsten Equipage zum Tempel Deines Herrn fahren kann; und vor der Thüre des Tempels soll er warten damit die Pferde nicht durchbrennen und das Geschirr nicht zerrissen wird, bis Du in der Kirche Dein „Gott sei mir Sünder gnädig" aus gebrochenem und zerknirschtem Herzen emporgestaminelt hast. Dann soll er Dich wiederum in die Kutsche packen und Deine Rosse nach Deinem Hause lenken, damit Du auch eine reichliche Mahlzeit einnehmen mögest, welche Deine Magd mit holden Augen am Sabbath Dir bescheidentlichst laut Ordnung zubereitete.

Fünftes Gebot. Ehre Deine Kirche — nur dann kann Dein Geschäft blühen, und Du bekommst bedeutenden Einfluß im ganzen Lande.

Sechstes Gebot. Lies um Alles in der Welt keine Sonntagszeitung.

Siebentes Gebot. Du sollst nicht tanzen.

Achtes Gebot. Du sollst kein Theater besuchen, höchstens etwa um Dich von der Gottlosigkeit und Leichtfertigkeit solcher Institue zu überzeugen. Dann kannst Du aus Selbsterfahrung und mit Selbstbewußtsein hinausgehen und den Staub von Deinen Schuhen schütteln.

Neuntes Gebot. Fahre ja nicht in einem Straßeneisenbahnwagen, einem Omnibus oder Dampfschiff, auch nicht auf einer sonstigen Eisenbahn an dem Tage, welchen die Kirche für ihre eigene Zwecke geheiligt hat.

Zehntes Gebot. Du sollst mit Deinem mutterwitzigen Verstande den Lehrern der Kirche nicht opponiren, oder auch nur einen Fuß wider sie aufheben, wofern Du nicht ein ganz und gar verlorener Mann sein willst."

Aus Belgrad wird Folgendes berichtet: Ein seltsamer und lächerlicher Vorfall wird hier viel besprochen: Eine Anzahl wohlbekannter, alle der extremsten Patrioten Partei angehöriger Serben ging in Prozession durch die Straße mit ihren bis an die Knie reichenden Bärten, von einer Anzahl von Barbieren mit Messern in der Hand eskotirt, und in diesem Aufzug betraten sie die Festung, wo die Barbiere sofort die bärtigen Parier ihres haarigen Schmuckes entledigten und sauber rasirt entließen. Diese Serben hatten nämlich beim Bombardement von Belgrad im Jahre 1862 gelobt, ihre Gesichter niemals vom Rasirmesser berühren zu lassen, bis sie es in der Festung am Tage thun könnten, da die Türken dieselben verlassen haben würden.

Dänisches Tischgebet.

Bescheidenheit, Bescheidenheit,
Hilf mir am grünen Tische,
Und gib, daß ich in nächster Zeit
Düppel, Alsen, Schleswig und Holstein
bis Altona wieder erwische!

Neueste Pariser Telegramme.

Von Westen weht ein böser scharfer Wind.
Der „kranke Mann" besucht das kranke Kind.

Aufschub ist der Dieb der Zeit; ein Jahr nach dem andern wird gestohlen, bis alle entflohen sind. Young.

In der August-Straße in Berlin ist am vorigen Montag Mittag ein Mensch auf dem Trottoir niedergesunken u. Hungertodes gestorben. Es war aber — nur ein Schullehrer!

Die Tugend eines Menschen sollte nicht nach demjenigen gemessen werden, [illegible] demjenigen, was er zu thun pflegt.

Ein Frauenzimmer, welches sich seine Schönheit als Verdienst anrechnet, giebt dadurch zu verstehen, daß sie kein wesentliches besitzt. Espinasse.

Im Intelligenz-Blatt stand ein Inserat folgenden Inhalts: „Unterzeichneter sucht einen geschickten und möglichst ledigen Müller.
N. N., Mühlenbesitzer.

Auf meinen in meinem von mir und meinem anitzo seeligen Bruder betreibenden Geschäft, borgenden Personen, beliebe man nichts zu gewähren, weil ich Keinem bezahle."

Staatsbürger Ztg. vom 4. Juli 1867. „Die im Sonntags-Paradeanzuge erscheinenden Truppen und Militäranstalten bildeten ein Viereck, in dessen Mitte sich die Fahnen und Standarten aufstellten."

In einer gedruckten Predigt vom Mäßigkeits-Verein in B. ist durch Weglassung eines Ausrufungszeichens folgendes Kuriosum entstanden: „Entsagt dem Alkohol, dem Teufel Dr. Schmidt, der stets bemüht ist, euch auf den rechten Weg zu führen."

Die Geschichte ist das Weltgericht, denn sie ist das Selbstbewußtsein oder das Gewissen des menschlichen Geschlechts. Die Menschheit als Ganzes und Großes betrachtet, bewahrt ihre Erlebnisse und Kämpfe im treuen Angedenken, d. h. im Gewissen.

In einer öffentlichen Aufforderung zur Gründung eines Buchhändler-Geschäftes steht wörtlich: „In der Stadt M. befindet sich neben vielen Fabriken und gewerblichen Etablissements ein Pensionat für englische Fräuleins und bietet sich dadurch einem thätigen jungen Manne ein einträgliches Feld."

Aus dem Schooße meiner geliebten Frau, geborenen ......, sind heute zwei Zwillinge um 4 Uhr Morgens glücklich blühend entsprossen, welches ich meinen Verwandten und werthen Kunden empfehlend anzeige.
Der Pariser Damen-Kleidermacher-meister—

Seit dem 1. dieses Monats wohne ich nicht mehr hier, sondern in B—w.
Der verschworene Getreide-Makler—.

Telegraphische Depeschen.

Berlin, 9. Juli. Das heutige „Fremdenblatt" ertheilt auf die Anfrage eines „Jungen Abonnenten" folgende Antwort: „Der Ausruf: Mit den Göttern kämpft die Dummheit selbst vergebens!" befindet sich bekanntlich in dem Conversationsstück „Die Räuber" von Göthe."

Paris, 8. Juli. Der Sultan wurde heute, beim Anblick der Armee, von Ohnmacht so sehr übermannt, daß er — dem Kaiser in die Arme fiel.

Paris, 8. Juli, Abends. Cora Pearl wurde heute vom Sultan empfangen. Abdul Aziz unterhielt sich eingehend mit ihr über Reglement und Disciplin und andere internationale Beziehungen.

Florenz, 7. Juli. Als heute Herr Erlanger nieste, telegraphirte ihm Baron Rothschild: „Prosit!" Erlanger depeschirte sofort zurück: „1000 Dank, Brief!"

Paris, 19. Juni. (Verspätet.) Durch eine in Mexiko abgeschossene Kugel hat die hiesige Vorsehungs-Pauke ein großes Loch gekriegt.

Europa, 8. Juli. Die stehenden Heere sind Europa's Verd...... (der Draht
Europa, 9. Juli. (Ergänzung der gestrigen Tel. Dep.)......ienst.

Französische Gemeinheit.

Man hatte bestimmt erwartet, daß der große Preis von 100,000 Franken, welchen der französische Kaiser für Denjenigen ausgesetzt hatte, welcher das Meiste zur Hebung der arbeitenden Klasse gethan, Schulze-Delitzsch zufallen würde. Die betreffende Commission hatte in der That auch bereits beschlossen, dem preußischen Volksmanne den Preis zu ertheilen; aber plötzlich wechselte sie aus politischen Gründen ihre Stellung und beschloß, auf Deutschland gar nichts fallen zu lassen; sie schied den Preis absichtlich in fünf Abtheilungen und belohnte für die Verdienste um die arbeitenden Klassen — Rußland, Spanien, Italien, Holland, Portugal, d. h. meistens die Länder, in denen die arbeitenden Klassen noch am niedrigsten stehen! Diese unsinnige Ungerechtigkeit findet übrigens auch unter Franzosen scharfen Tadel.

Ein Irländer schrieb aus Amerika nach Hause. „Komm nur auch herüber, Patrick! Hier kann man sich ohne Mühe das Leben leicht machen. Ich verdiene jetzt alle Tage einen Dollar und habe dafür den ganzen Tag nichts zu thun, als vier Treppen zu steigen und Bricksteine zu tragen,—und die ganze übrige Arbeit machen die Leute, die oben sind.

Müller: Weshalb is denn eijentlich Robert Blum dazumal in Wien erschossen worden?
Schultze: Weil er sich als Deutscher in Deutsche Anjelejenheiten mischen wollte.
Müller: So? Ich dachte, es wäre das Recht des Stärkeren—
Schultze: St! Still! Daran darf man alleweil nich erinnern, wo die Schwächeren oft plötzlich—die Stärkeren werden!

Der Gerichtsdiener eines gutsherrlichen Gerichts bezog jährlich, aus seinem fixen Gehalt, noch eine Zulage zur Haltung zweier Gehülfen und ein Quantum Hafer für sein Pferd. Am Schlusse eines Etatsjahres brachte derselbe die vorgeschriebene Quittung über den richtigen Empfang des Hafers und der Zulage folgendermaßen zu Papier: „Daß ich dies Jahr wieder Roßhaber genossen und zwei Gehülfen wie ein Pferd gehalten habe, bescheinigt.
N. N., Gerichtsdiener."

Ode an das Trinken.

Nach Anakreon von Cowley.

Es trinket die durstige Erde den Regen,
Sie trinkt und es will sich ihr Durst noch nicht legen;
Die Pflanze, sie schlürft aus dem irdischen Schooß
Den Segen, der strömend hernieder ihr floß.
Die Biene, sie trinkt aus den Blüthen der Pflanze
Den Maithau, helleuchtend im Sonnenglanze;
Die Thiere des Waldes, der Vögel Heer,
Sie trinken, es trinken die Fische im Meer.
Das Weltmeer, hier bin ich zur Wette erbötig,
Es hätte wahrhaftig das Trinken nicht nöthig;
Doch trinkt es der Flüsse unendlichen Zoll,
Es trinkt und wird von dem Trinken nicht voll.
Die Sonne, sie trinket die Dünste der Erde —
Wer sah, daß sie jemals ihr brachten Beschwerde?
Sie trinkt die See und ihr rothes Gesicht
Erinnert an Mäßigkeit sicherlich nicht.
[illegible]
Bis Fülle sein hageres Antlitz gewonnen;
Vom feu'rigen Trunk, der so reichlich ihm quoll,
Zeigt bald er sich nüchtern und bald wieder voll,
Die Sterne, sie trinken in ähnlicher Weise,
Und kommen, berauschet, gar oft aus dem G'leise;
Wer sah nicht, daß einer herunter schon fiel?
Nun, wahrlich, der that auch des Guten zu viel.
Wenn Sonne, Mond, Erde, wie Sterne nun trinken—
Sollt uns dann im Becher der Wein nicht auch blinken?
Sagt an, Moralisten, was wäre denn das?
Wir folgen dem Beispiel—d'rum füllet das Glas.

Ganz ergebene Denunciation.

Der Pariser „Monde," und nach ihm die gesammte Deutsche Journalistik hat über die 5000 zu Rom versammelten Priester wörtlich berichtet: „So viele Gebete müssen erhört werden; denn sie thun dem Himmel förmlich Gewalt an." Wir finden, daß in diesen Worten eine wirklich unerhörte Blasphemie enthalten ist, welche zur gebührenden Bestrafung der hohe Staatsanwalt anzuzeigen der Presse ehrliche Hüter bisher vergessen zu haben scheinen.

Die Denuncianten des Omnibus.

D'outre tombe.

Herr von Beust will, wie österreichische Zeitungen sagen, das Haus Habsburg so hoch als möglich heben; deshalb arbeite er vor Allem an einem österreichisch-französischen Bündniß.

Obgleich bekanntlich schon durch zweier Zeugen Mund die Wahrheit kund wird, sind wir dennoch begierig zu erfahren, wer in unserm Bunde der dritte — Zeuge von dem Glück einer österreichisch-französischen Verbindung sein wird.

Marie Antoinette. Maximilian.

Bezeichnend.

Ein Indianapolis Blatt sagt, daß eine dortige junge Dame ein Krebsgeschwür an der Zunge hat und daß dieselbe wahrscheinlich amputirt werden muß. Gleichwohl hat das Mädchen nicht weniger als 23 Bewerber. Bezeichnetes Blatt schließt daraus maliciöser Weise, daß viele Männer die Stummheit bei Frauen nicht für einen großen Fehler halten müssen.

Der Fuchsbau.

Erzählung von

Friedrich Gerstecker.

(Fortsetzung.)

Er glitt vorsichtig dem Hause zu, aber der alte Schweißhund. der im Sommer vor der Thür lag. hatte ihn schon gewittert und schlug an, und gleich darauf öffnete sich eines der unteren Fenster und des Försters Stimme heraus: Reischbach, sind Sie das?

Ja, Herr Förster, erwiederte der junge Mann.

Aber, Donnerwetter! wo haben Sie denn so lange gesteckt? Wir glaubten schon, daß Ihnen wieder ein Unglück zugestoßen wäre — na, machen Sie nur, daß Sie hereinkommen.

Aber ich werde mich erst umziehen müssen, Herr Förster! Ist denn Besuch da?

Besuch? — wo soll denn der herkommen? rief Cuschmann. Keine Seele ist da, als meine Alte und ich und die Lisei.

Weil es so hell im Zimmer war.

Ach so — na kommen Sie nur; die Frau hat gerade heißen Kaffee, und der wird Ihnen gut thun.

Reischbach schüttelte mit dem Kopf; der alte Förster kam ihm so ausgelassen lustig vor; hatte er vielleicht einen Schluck über den Durst gethan? Aber das geschah doch eigentlich nie, und heute, mitten in der Woche, wäre er gewiß nicht draußen gewesen. Aber er trat in's Haus, hing dort sein Gewehr an einen der dafür bestimmten eisernen Hacken und ging dann wie gewöhnlich in's untere Zimmer.

Dort sah es aber in der That festlich aus, und wenn auch kein Besuch da war, schien es doch, als ob welcher erwartet würde — was aber, zu so später Stunde und hier oben im Wald, unmöglich gewesen wäre. Förster Buschmann trug seine Sonntagsjoppe mit den neuen großen Hirschhornknöpfen, und die Frau Försterin die große Haube mit den beiden langen weißen Zipfeln, von denen der Alte früher behauptet, sie sehe damit aus, als ob sie sich „verlappt" hätte. Selbst die alte Lisei hatte eine reine weiße Schürze vorgebunden und ihren „Geh zur Kirche Rock" angezogen, und auf den Tisch war ein weißes Tuch gedeckt und die Kaffeekanne dampfte dort, während neben ihr ein frischgebackener und dicht mit Zucker überstreuter Kuchen zwischen ein paar großen Blumenbouquets stand.

War denn dem „Alten" sein Geburtstag? Gott bewahre, der fiel ja in den Februar und der der Frau Försterin war im März, und wann die alte Lisei geboren sei, wußte Niemand, da sie den Tag vergessen hatte, und er selber war in der [illegible] wie förmlich sich die Frau Försterin vor ihm verneigte, als er in's Zimmer trat; es wurde ihm ordentlich unheimlich zu Muthe. Irgend etwas mußte auch vorgefallen sein, aber er fühlte sich gerade nicht in der Stimmung einen „festlichen Abend" zu verleben, und wollte sich eben still in seine Ecke hinter dem Ofen drücken, als ihm Buschmann den Weg vertrat, seine Hand ergriff und mit feierlicher Stimme sagte: Herr Förster Reischbach, es freut mich unmenschlich, daß Sie überhaupt heute Abend noch nach Hause gekommen sind.

Guten Abend, Herr Förster! sagte jetzt die alte Frau mit tausend freundlichen Runzeln über ihr gutes Gesicht und reichte ihm die Hand, und guten Abend, Herr Förster! wiederholte die alte Lisei und machte einen tiefen, ehrfurchtsvollen Knix.

Reischbach sah sie Alle der Reihe nach erstaunt an und würde es nicht um eine Idee wunderbarer gefunden haben, wenn in dem Moment die Thür aufgegangen und Graf Hackelberg, der wilde Jäger, ebenfalls hereingetreten wäre und gesagt hätte: Guten Abend, Herr Förster, wie befinden Sie sich? Ueberhaupt waren ihm in der letzten Zeit so wirre und wilde Bilder durch den Sinn gegangen, daß er Traum und Wachen kaum noch von einander unterscheiden konnte, und er mochte auch wohl bei der Anrede ein ganz verzweifelt verdutztes Gesicht gemacht haben, denn der alte Förster lachte laut auf und rief: Nun, mein lieber Herr Förster, Sie sehen ja gerade so verdutzt aus, wie ein Hirsch, der gegen das Zeug anrennt und nicht daraus klug werden kann, was ihm da auf einmal im Weg steht. Sie glauben's am Ende gar nicht?

Ich weiß gar nicht mehr, was ich noch glauben soll, sagte Reischbach endlich, — aber warum nennen Sie mich denn Alle ‚Herr Förster', als ob ich im Wald draußen umgewechselt wäre?

Sind Sie auch, lachte der Alte, sind Sie auch, mein lieber Herr Förster — rein umgewechselt oder aus der Puppe gekrochen, denn aus dem Forstgehülfen ist plötzlich, mit Hülfe dieses kleinen Stückes Papier, ein stattlicher Förster ausgekrochen, den ich von jetzt an ‚Herr Kollege' nennen kann. Und damit hielt der alte Jäger Reischbach einen großgesiegelten Brief vor, auf dem mit klaren, deutlichen Worten stand:

Sr. Wohlgeboren

dem Herrn Förster Bernhard Reischbach.

Jetzt ließ sich aber die Frau Försterin nicht mehr länger halten, sondern gratulirte mit herzlichen Worten dem jungen Manne zu seiner so wohlverdienten Beförderung. Auch Buschmann selber holte ein erhaltenes Schreiben vor — denn der Brief an den neuen Förster war in dieses eingeschlossen gewesen — und las ihm daraus eine Stelle des Oberforstamts vor, in welchem sich die Herren sehr günstig über die von Reischbach bewiesene Thätigkeit und dessen persönlichen Muth den Wilderern gegenüber aussprachen und ihm deshalb, in Anerkennung seiner Verdienste, die Beförderung zusandten.

Aber die alte Lisei mahnte, daß der Kaffee ganz kalt würde, wenn sich die „Leuchen" nun nicht bald zu Tisch setzen, und die Frau Försterin fuhr auch gleich geschäftig in der Stube herum, rückte die Stühle zurecht, klirrte mit den Tassen und schenkte ein, so daß an ein längeres Zögern nicht zu denken war.

Allerdings that es den alten Leuten wohl leid, daß sie den jungen wackern Mann jetzt bald verlieren sollten denn mit dem neuen Gang verstand es sich auch von selbst, daß er eine eigene Forstei bekam, das war ja doch nicht zu ändern, und seinem Glück mochten sie nicht einmal mit einem Wunsch im Wege stehen.

Wohin er nun versetzt werden würde, wußten sie freilich nicht; im Brief stand, daß er darüber in den nächsten Tagen eine Anordnung bekommen sollte, aber weit weg war's gewiß, denn so nahe lagen die Forsteien nicht neben einander in dem wilden Waldland. Daran ließ sich auch nichts ändern, und das mußte eben abgewartet werden — besuchen konnte man sich ja doch wohl dann und wann einmal, und Reischbach versprach schon heilig, daß er herüber kommen wolle, und wenn sie an's andere Ende des Staates brächten — den Spessart vergäße er im ganzen Leben nicht.

Apropos Reischbach, sagte der Förster Buschmann — beinah hätt' ich's vergessen. Kennen Sie denn den Oberförster Böckler im Hessischen drüben? Das hab' ich ja gar nicht gewußt.

Ich? — nein! sagte Reischbach kopfschüttelnd — seit ich hierher versetzt wurde, bin ich erst ein einziges Mal über die Grenze gekommen, und das war damals, wie wir Nachts den angeschossenen und drüben verendeten Hirsch herüberholten — hab' mich aber dabei wohl gehütet, den Oberförster aufzusuchen.

Ja, ich weiß wohl, lachte der Alte. Die Geschichte hätte Ihnen auch bös bekommen können — na, es ist gut abgelaufen und vorbei — aber der Oberförster — ein alter Freund von mir, wenn wir uns auch über Jahr und Tag nicht gesehen haben, kennt Sie doch.

Mich? sagte Reischbach mit dem Kopf schüttelnd; das ist wohl kaum möglich — woher sollte er mich kennen? [illegible] mann, während er den Kuchenteller zurückschob und die Pfeife wieder vorholte — aber morgen hält seine einzige Tochter Marie Hochzeit und da hat er heute einen expressen Boten herüber geschickt, um mich und meine Alte und den Forstgehülfen Reischbach dazu einzuladen — da liegt der Brief, die Braut muß ihn selber geschrieben haben, denn Böckler hat seinen Kindern eine gute Erziehung gegeben, und die Buchstaben sehen ordentlich wie gedrechselt aus.

Dabei reichte er dem jungen Mann den Brief, den jedenfalls eine Frauenhand geschrieben, und dieser las in der That zu seinem Erstaunen den eigenen Namen, wie es schien, absichtlich mit großer Deutlichkeit ausgeführt und noch außerdem besonders — wenn auch nur ganz fein — unterstrichen.

Das ist ja noch merkwürdig! sagte er; und wo wohnen denn die Leute? — weit von hier?

Gar nicht so weit, sagte Buschmann, vielleicht eine halbe Stunde Wegs über der Grenze drüben bei Hettenbach im sogenannten Bau.

Im Bau? rief Reischbach, ordentlich erschreckt emporfahrend.

Das Thal heißt so, nickte der Alte, wo die Forstei liegt, weil es von beiden Seiten eng eingeschlossen ist und das Haus selber, besonders wenn man in die Nähe kommt ordentlich so aussieht, als ob es in einem grünen Gewölbe stäke. Es ist wirklich ein reizender Platz und schon der Mühe werth, daß man ihn einmal besucht.

Im Bau! wiederholte Reischbach noch einmal, aber mehr zu sich selber als dem Alten redend: das ist doch sonderbar — und seine Tochter heißt Marie und macht morgen Hochzeit?

Da steht die ganze Geschichte im Briefe. Sie heirathet aber aus dem Wald hinaus, einen Doktor, und mir wär' das nicht recht, wenn ich Töchter hätte. Mich wundert's daß es der alte Böckler gelitten hat.

Er wird's nicht haben hindern können, Vater, nickte freundlich die alte Frau. Wenn sich ein paar junge Leute erst einmal lieb und ihr Brod haben, wer kann sie da auseinander halten? — Aber nicht noch eine Tasse, Herr Förster? — Sie haben ja beinah gar nichts getrunken.

Ich danke wirklich, Frau Försterin!

Oder wenigstens noch ein Stückchen Kuchen.

Der junge Mann hatte sein Aeußerstes an Essen und Trinken gethan — es war auch spät geworden, und nachdem er seine Pfeife ebenfalls in Brand gebracht, zog er sich bald darauf, unter dem Vorgeben, heute Abend besonders müde zu sein, auf sein Zimmer zurück. Die Frau Försterin rief ihm aber noch nach, sich morgen früh ja um zehn Uhr etwa bereit zu halten, daß sie dann zusammen nach Böckler's hinübergingen, weil er allein gar nicht den Weg gefunden hätte. Länger durften sie auf keinen Fall warten, sonst kämen sie zu spät, denn um zwölf Uhr sollte die Trauung sein und anderthalb gute Stunden hatten sie zu gehen.

Reischbach konnte an dem Abend fast gar nicht einschlafen, so gingen ihm die heute gehörte Neuigkeiten im Kopf herum. Daß er selber Förster und dadurch selbstständig geworden, beschäftigte ihn aber wunderbarer Weise am Wenigsten; mehr als Alles dagegen, daß es ganz in der Nähe einen Ort gäbe, der „im Bau" heiße, und hätte ihm jenes fremde, wunderliebe Mädchen, das er damals im Wald getroffen, nicht gesagt, daß sie „im Bau" wohne, und er darunter thörichter Weise nur den einen derartigen Platz verstanden, den er kannte? Und sie hieß also wirklich Marie, wie er sie damals in seinem Traum oder Wachen — er wußte es selbe nicht — genannt, und morgen um zwölf Uhr feierte sie ihre Hochzeit und hatte ihn selber dazu eingeladen, damit er Zeuge der Trauung sein solle.

Er fiel endlich in einen unruhigen Schlaf, aber der Traum spielte fort. Wieder traf er die Jungfrau, die jetzt mit dem Grafen Hackelberg Arm in Arm spazieren ging, und hinterher hinkte die alte Urschel und schüttelte immer mit dem Kopf, und die schöne Berchta sauste mit ihrem milchweißen Renner daher. Jetzt hatte sie ihn erblickt, und mit einem Hussah und Halloh hetzte sie ihre mageren Rüden auf ihn, die mit Gebell und Geheul heranstürmten. Jetzt waren sie dicht an ihm heran; da riß sich Marie von des wilden Jägers Arm los und wollte sich ihnen entgegenwerfen. Umsonst! was vermochte ihre schwache Kraft gegen die teuflischen Bestien; sie wurde zu Boden gerissen, und wie er selber in wilder Wuth nach seinem Hirschfänger griff, um sie zu retten, brachte er ihn nicht aus der Scheide. Wie festgeleimt stak er darin, und heran brachen die Hunde mit offenen, gifthauchenden Rachen — die Tut-Osel flog herbei mit ihren glühenden Augen und breiten Schwingen — schon fühlte er das scharfe Gebiß des Rüden an seiner Kehle, als er mit einem Schrei in seinem Bett emporfuhr und wild verstört umherblickte.

Das Fenster hatte er am Abend vorher und in der warmen Nacht offen gelassen und er hörte draußen im Busch den Ruf der Nachtschwalbe — das erste Zeichen des anbrechenden Tages. Es war noch [illegible] er doch nicht mehr schlafen konnte oder wollte. Er stand auf, wusch sich und zog sich an und schlich dann, um Niemanden im Haus zu stören, die Treppe hinunter, nahm seine Büchse vom Nagel und wanderte in den Wald hinaus.

Es war ein ganz wundervoller Morgen, und noch prangten die Sterne in voller Pracht am Himmel, aber schon zeigte sich im Osten der erste lichte Streif und hie und da begannen einzelne kleine Vögel ihr leises Zwitschern und Zirpen, fast wie selber noch im Traum und aufgeplustert auf ihren Zweigen.

Es mußte die Nacht ein wenig geregnet haben, denn der Boden war feucht — man hörte keinen Schritt, und still und sinnend wanderte der junge Forstmann durch den schweigenden, wundervollen Wald in die jetzt mehr und mehr erwachende Natur hinein.

Da sang ein Finke schon sein munteres Lied hell und klar der erwarteten Sonne entgegen — da drüben am Bergeshang schrie der Kukuk seinen monotonen Ruf. — über den Pfad hinüber glitt ein Fuchs, der wohl nach seinem Bau zurückkehrte, aber so rasch und einer Erscheinung gleich, daß Reischbach nicht einmal die Büchse an den Backen heben, viel weniger zielen konnte. Es lag ihm auch nicht viel daran, die stille, fast heilige Ruhe des Waldes jetzt durch einen Schuß auf einen in dieser Jahreszeit doch werthlosen Fuchs zu stören, und langsam schritt er weiter. Aber das Begegnen des schlauen Hühnerdiebes hatte ihn doch ein wenig aus seiner Träumerei aufgerüttelt und aufmerksamer gemacht. Er behielt die Büchse, die er bis dahin auf der Schulter getragen, unter dem Arm und fing jetzt an, da es auch hell genug geworden war, zu pirschen.

Eine Weile ging das auch. Er paßte nach allen Seiten auf, und wenn er einen Bergkamm oder eine Erhöhung erreichte, blieb er eine Zeitlang ruhig halten, um erst zu beobachten, ob er nichts lebendiges erkennen könne. Aber der Wald schien heute — die lustigen Sänger in den Zweigen abgerechnet — wie ausgestorben, und nach und nach gewannen die Gedanken in ihm wieder die Oberhand. Fast unwillkürlich, ohne sich dessen wenigstens klar bewußt zu sein, hatte er dabei die Richtung nach dem „Fuchsbau" genommen und wie oft — wie unzählige Male war er schon den Weg gegangen, daß er fast jeden Baum und Strauch dahin kannte. Was er da immer und immer wieder wollte, mochte er sich freilich nicht einmal selber eingestehen — aber es war kein Feisthirsch und kein Rehbock, und dort angekommen suchte sein umherschweifender Blick — es ließ sich nicht gut ableugnen — immer nur ein buntes Tuch zwischen den grünen Büschen.

Und „im Bau" hatte sie gesagt, daß sie wohne, und heute sollte ihre Hochzeit sein — war er da nicht thöricht, gerade an dem heutigen Tag den Fuchsbau abzusuchen? — an ihrem Ehrentag fand er sie dort doch sicher nicht.

Mißmuthig warf er sich am Fuß einer hochstämmigen Tanne nieder, legte die Büchse neben sich und stützte den vom Denken und Grübeln ordentlich schmerzenden Kopf in die Hand.

Er mochte eine halbe Stunde so gelegen haben, und all' die alten, oft mit Gewalt verdrängten Bilder jener Stunden, die er damals nach seinem Sturz im Fuchsbau zugebracht, zogen mit ihren gaukelnden Gestalten an seiner inneren Seele vorüber, als er plötzlich dicht hinter sich Schritte zu hören glaubte. Er fuhr allerdings nicht rasch empor, um zu sehen, was sich in seiner Nähe rege, denn das thut schon aus alter Gewohnheit kein Jäger, aber fast unwillkürlich glitt seine rechte Hand nach dem Schloß der Büchsflinte und suchte den Bügel, während er langsam und vorsichtig, ohne seine Stellung auch nur im Geringsten zu verändern, den Kopf der Richtung zudrehte, in der er das Geräusch vernommen. Aber einen ordentlichen Stich gab es ihm durch's Herz, als er dort plötzlich auf kaum dreißig Schritt Entfernung den Bock — seinen Bock erkannte, der, mit dem riesigen Gehörn auf, ganz ruhig und vertraut aus einer Fichtendickung herausgetreten war und sich dort sorglos zu äsen anfing.

Allerdings lag er selber durch den Stamm und die Wurzel der Weißtanne größentheils verdeckt, aber die geringste Bewegung mußte auch den Blick des scheuen Wildes dahin lenken, und gut genug wußte er, daß der Bock dann auch wieder — lange vorher, ehe er schußfertig werden konnte, mit zwei Sprüngen im Dickicht und vollständig in Sicherheit war. Langsam ließ er sich deshalb zurückgleiten, bis er lang ausgestreckt am Boden lag; dann erst versuchte er sich umzudrehen und auf das Gesicht zu kommen — auf dem feuchten Moos und den dürren Nadeln konnte er das auch ohne Geräusch bewerkstelligen, und jetzt erst zeigte sich eine andere Schwierigkeit, daß er die Büchse nämlich an der linken Seite liegen hatte.

Vorsichtig hob er wieder den Kopf — der Bock hatte sich von ihm abgedreht; er konnte keine Ahnung von seiner Nähe haben, und nun erst wagte er es, seine Waffe herumzubringen. Wie ihm aber das Herz dabei [illegible] konnte es ordentlich hören, und wenn er jetzt schoß, fehlte er ihn heilig — erst mußte er ruhig werden, und mit geöffnetem Mund, dicht hinter den Stamm gepreßt, die Büchse aber Schußfertig in der Hand, kniete er auf seinem Stand und athmete ein paarmal hoch auf.

Und der Bock äste sich weiter; er konnte ihn in dieser Stellung nicht sehen, aber hörte deutlich, wie er das dort in der Dickung üppig wachsende Gras abriß — jetzt durfte er nicht länger säumen. Er hob sich leise empor, bis er aufrecht stand, trat er einen Schritt zurück, hob die Büchse an den Backen und bog sich nach rechts über. Die Bewegung war ohne Geräusch geschehen, aber das Auge des Bocks mußte gerade die Tanne gestreift haben, an der es rasch die fremdartigen Umrisse erkannte. Dort stand er, breit, den schönen Kopf mit dem kräftigen Gehörn erhoben, aber schon mißtrauisch und zur Flucht bereit, herübersichernd — noch ein Moment — aber der Lauf der Büchse hatte sein Ziel gesucht und gefunden, der Finger des Jägers berührte den Stecher, und mit dem Knall des Rohres zugleich sprang das zum Tod getroffene Thier mit allen vier Läufen zumal vom Boden empor, fuhr herum und war im nächsten Augenblick in der Dickung verschwunden.

Reischbach aber, während ein triumphirendes Lächeln über seine Züge flog, rührte er sich nicht von der Stelle. Er hatte den Sprung des Bocks gesehen und wußte, daß er ihn nicht gefehlt haben konnte — alles Uebrige durfte jetzt ruhig abgemacht werden. Vor allen Dingen lud er auch deshalb den abgeschossenen Kugellauf frisch auf den Brand, setzte ein Zündhütchen auf und den Hahn in Ruh, u. schritt dann langsam auf den Anschuß.

Er brauchte nicht weit zu gehen, schon von weitem erkannte er an den reichlich mit rothem Schweiß bespritzten Büschen die Stelle, wo der Bock in das Dickicht gebrochen — er lag auch schon, kaum zwanzig Schritt von da entfernt, verendet, und Reischbach hätte laut aufjubeln mögen, als er das prachtvolle Gehörn, dem er so lange schon vergebens nachgestrebt, als sein Eigenthum in Händen hielt. Aber viel Zeit durfte er auch nicht versäumen; es war schon spät geworden, und wenn er noch zur rechten Stunde in der Forstei sein wollte, um sich anzukleiden, mußte er rasch an's Werk gehen. Und wie gern that er das — in wenigen Minuten war der stattliche Bock aufgebrochen und allerdings eine Last, um ihn auf den Schultern nach Haus zu tragen, denn er wog sicher seine vierzig bis fünfzig Pfund; aber mit dem Gefühl seines Triumphes spürte er ihn kaum und schritt rüstig vorwärts.

Alle Wetter! rief aber der alte Förster aus, als er den jungen Mann mit dem Staatsbock ankommen sah; heute sollten Sie in die Lotterie setzen, Reischbach, denn daß Sie dem Bock begegnet sind, zeigt, daß Ihr Glückstag ist. Das Gehörn wäre unter Brüdern seine sechs Lousd'or werth.

Aber es blieb keine Zeit zu weiteren Betrachtungen, es war in der That spät geworden, und da sich Reischbach auch noch vollständig umkleiden mußte, durfte er keinen Augenblick mehr verlieren. Er brauchte indeß nicht lange zu seiner Toilette, und kaum eine halbe Stunde später schritten die beiden Forstleute mit der Frau Försterin, den Nachtrab bildend, die Büchsen heute zu Hause gelassen und nur den Stock in der Hand, den moosigen Waldpfad entlang, der, nördlich auslaufend, hinüber in das hessische Revier führte.

Reischbach war es dabei ganz wunderlich zu Muthe — einmal mußte er an den Prachtbock denken, den er heute Morgen erlegt hatte — und ihr Pfad führte sie ziemlich dicht an der nämlichen Stelle vorbei — dann aber wieder fiel ihm auch jenes wunderliebliche Mädchen ein, die ihm gesagt, daß sie „im Bau" wohne und zu deren Hochzeit er heute eingeladen worden. Eigentlich wäre er am Liebsten gar nicht hingegangen, denn was Anderes sollte er dort thun, als sie noch einmal sehen, um sie auf immer zu verlieren. — Aber war sie's denn auch wirklich? — Blieb er zurück, so würde er die quälenden Zweifel sein ganzes Leben lang nicht los geworden sein, und schon um sich Gewißheit zu verschaffen, mußte er der fatalen Wirklichkeit die Stirn bieten.

Neuntes Kapitel.

Der alte Förster plauderte dabei den ganzen Weg, aber Reischbach hörte kaum, was er sagte, dann immer und immer wieder flogen seine Gedanken hinüber zu der Maid. — — Daß er auch nie früher von dem Ort gehört hatte — wie bald wäre er einmal hinübergegangen, um sich dort umzusehen und die Nachbarschaft zu begrüßen — und wenn sie es wirklich war, wie gut hatte sie seinen Namen behalten — und wie hübsch sie ihn geschrieben. Wenn sie ihn aber nicht vergessen hätte, weshalb hielt sie sich da so lange verborgen, bis des Priesters Wort auf ewig von ihm trennte? War sie mit ihrem jetzigen Bräutigam vielleicht schon damals verlobt gewesen? — oder sollte es gar eine Strafe für ihn sein, daß er selber sie nicht früher aufgesucht? Welch' ein Thor er auch gewesen, das blühende Geschöpf nur eine Sekunde lang für ein gespenstiges Wesen zu halten und die Stelle, die sie ihm genannt, nicht anders nachzuforschen, als in dem wilden und wüsten Grund!

Der alte Förster hatte ihn um etwas gefragte, mußte es aber dreimal wiederholen, ehe Reischbach nur hörte, daß er mit ihm sprach, und Buschmann schüttelte erstaunt mit dem Kopf, denn so zerstreut war der junge Mann noch nie gewesen — aber gewiß dachte er nur an den glücklichen Schuß von heute Morgen; ja, ja, der alte Bock ging ihm durch den Sinn, und verdenken konnt' er's ihm gerade nicht, denn solch' ein Gehörn gab es nicht wieder, weit und breit.

So stiegen sie, zuletzt Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, den Hang hinab und zu dem Grenzbach nieder, der die beiden Reviere und Staaten von einander trennte, und von da ab mußte Förster Buschmann die Leitung übernehmen, denn Reischbach hatte diese Gegend ja noch nie betreten.

Eigentlich, meinte er, als sie die Grenze überschritten, wären wir hier schon ziemlich nahe bei dem Forsthaus, denn der Fußsteig da führt gerad' drauf zu, und es kann über den Berg von hier ab kaum eine Viertelstunde sein. Dort oben hat's aber einen häßlichen Platz überall Geröll und Klippgestein und meine Alte möchte da nicht so gut fortkommen — der Weg hier dagegen ist breit und bequem und nur vielleicht zehn oder fünfzehn Minuten weiter, wozu wir noch übrig Zeit haben — es ist gerade ein Viertel nach Elf, und in einem halben Stündchen sind wir in aller Bequemlichkeit drüben.

Reischbach hatte den Blick zu dem bezeichneten, ziemlich steil auflaufenden Fußsteig hinaufgeworfen, als er plötzlich Buschmann's Arm ergriff und dort hinandeutend rief: Förster, sehen Sie dort oben nicht ein buntes Tuch schimmern?

Der alte Mann sah hinauf und sagte dann lachend: Ja, warum soll denn da kein buntes Tuch zu sehen seine — gleich rechts von der Höhe liegt ein Dorf, und Mädels mit bunten Tüchern wird's wohl genug da drinnen geben.

Aber dort steht Jemand — Wollen wir denn nicht lieber den Fußsteig gehen — vielleicht ist er bequemer gemacht, denn Frauen begehen ihn doch jedenfalls.

Ja, nickte Buschmann, solches junges Wetterzeug, aber meine Alte brächten wir da nicht fort und hielten uns jedenfalls länger dabei auf, als wir hier herum brauchen. — Kommen Sie nur den geraden Weg mit, mein junger Herr Förster, und brechen Sie mir nicht gleich seitwärts in die Büsche, wenn Sie dort irgendwo ein buntes Tuch schimmern und leuchten sehen! und damit schritt er rüstig und lachend den Weg voran.

(Schluß folgt.)

☞ Auf Befehl des Richters Craig wurde G. Dolphins gestern aus dem Arbeitshause entlassen.

☞ Nichts kann Kentucky vor dem Kriegsgesetz und der Militairdiktatur retten, als die Erwählung von Barnes oder Kinkead. Alle Diejenigen, welche für Helm stimmen, laden das Militair ein.

☞ Wer auf Seite der Union, des Gesetzes und der Ordnung steht, der stimme für Barnes. Jedes für Helm abgegebene Votum wird Verräther ermuthigen, Anarchie hervorrufen und eine allgemeine Stagnation der Geschäfte bewirken.

☞ Die Geschäftsleute, welche bisher die Regierung unterstützten und jetzt durch die Befürwortung des Rebellentickets, an dessen Spitze Helm steht, Kunden zu erwerben suchen, werden in kurzer Zeit nach Verdienst belohnt werden, nämlich mit der Verachtung beider Parteien.

☞ Die Danville Eisenbahn. Ein Comite von Danville hatte am Freitag eine Unterredung mit einem Comite der hiesigen Handelskammer bezüglich der projektirten Bahn durch Danville. Ihren Zweck suchen die Bürger Danvilles durch freundliche Vermittelung Louisviller Bürger zu erreichen.

☞ Tod eines deutschen Journalisten. Die Westliche Post in St. Louis meldet:

„Ein braver begabter College, der, obwohl er in der Blüthe der Mannesjahre stand, doch zu den Veteranen der deutsch-amerikanischen Presse zählte, Adalbert Loehr ist gestern nach viel monatlichem Leiden gestorben. Loehr war durch Jahre Redakteur der „Tageschronik", später Mitarbeiter der „Neuen Zeit" und bekleidete schließlich einen Geschäftsposten in diesem Blatte, den aufzugeben er durch Erkrankung genöthigt war. Sein Talent, seine poetische Begabung und sein gerader, ehrenhafter Charakter hatten ihm allerwärts Freunde erworben, die seinen frühen Tod bedauern und ihre herzliche Sympathie der trauernden Familie widmen, welche durch das Hinscheiden Loehrs einen so geliebten Gatten und Vater verlor."

☞ Stiergefechte. Wir mögen irgend ein Wechselblatt aufnehmen, mag es nun aus dem Norden oder Süden, oder sonstwo herkommen, es bleibt sich gleich, überall finden wir Berichte über die brutalsten Faustkämpfe. Englische Blätter widmen besonders solchen Rohheiten ihre besondere Aufmerksamkeit. Sie gehen sogar so weit, sich extra Berichterstatter zu verschreiben, welche mit dem „Slang", der unter der Klasse der Faustkämpfer gebräuchlich ist, vertraut sind.

Diese Stiergefechte, wie wir sie eingehends genannt haben, sind nicht blos im höchsten Grade brutal, sondern eine Schmach für unsere Jetztzeit. Wir wollen die direkten Theilnehmer nicht verantwortlich machen, denn sie gehören zum Auswurfe der Menschheit, wir machen aber die Presse, welche ihre viehischen Triebe durch in die einzelnsten Einzelheiten eingehende Berichte noch mehr anregt, ihnen sogar einen Namen giebt, für die Fortpflanzung und das Gedeihen dieses Viehstandes verantwortlich. Jene heuchlerische Presse, die von der „sittlichen Versunkenheit" der Deutschen, die am Sonntag ein Glas Bier trinken, zurückschreckt, dagegen für die niedrigste Klasse des menschlichen Geschlechtes jene entmenschten Creaturen, die von ihr unter dem Namen „Preiskämpfer" gefeiert werden, Spalten zu deren Verherrlichung offen hat. Pfui über ein solches Gebahren!

☞ Wohl zu beachten. Folgende Post-Regulationen sollten von Jedermann wohl in Obacht genommen werden:

Briefe, welche nicht mit den gehörigen Poststempeln versehen sind, werden nach der Office der todten Briefe geschickt.

Keine Art von Revenüen Stempel, die auf Briefe geklebt werden, wird für gültig angesehen, selbst wenn der Werth des Revenüestempels ein größerer sein sollte, als für das Briefporto erforderlich ist.

Geschriebenes auf Zeitungen unterwirft diese dem Briefporto und wird der Schreiber ausfindig gemacht, so verfällt er in eine Strafe von fünfzig Dollars. Alle auf die Post gegebenen Bücher und Zeitungen müssen solche Umschläge haben, daß man sie leicht herausnehmen und untersuchen kann. Die Postmeister sind instruirt, alle Pakete, die ihnen verdächtig scheinen, zu öffnen und zu untersuchen. Aller Anschein, etwas zu verbergen, sei es mittels Umschlag, oder sonstwie, werden als prima facia Beweis von Betrug angesehen, falls irgend welche Contrabande in dem Umschlag versteckt gefunden wird.

☞ Unsere Leser in der zweiten und dritten Ward wollen sich am nächsten Montage des Herrn Pat. O. Hawes als Candidaten für die Gesetzgebung erinnern. Derselbe war während des Krieges Capitän von Co. F. im 14. Kentucky-Regiment und zeichnete sich stets durch seine Tapferkeit und leutseliges Betragen gegen seine Untergebenen aus, weßhalb sie ihn auch hoch verehrten. Er hat seit seiner Geburt stets oberhalb Claystraße gewohnt, wie auch sein Vater seit 1819 im oberen Theile der Stadt wohnte. Wenn erwählt, wird er seiner Pflicht auf das Gewissenhafteste nachkommen. 2m

Omnibus = Briefkasten.

Hrn. S. P., Louisville.—So weit wir von den Thatsachen unterrichtet sind, müssen wir zugestehen, daß das Recht klar auf Ihrer Seite liegt. Trotzdem rathen wir nicht zur Klage.

Hrn. P. S. Louisville.—Der alte Petz ist vergnügt mit seiner bessern Hälfte in die Höhe gelaufen. Bär Braun hat zu wählen gewußt und wird sicher beständige Flitterwochen haben. Sie dürfen deßhalb getrost gratuliren, wenn auch vorläufig nur der immerhin sehr kleinen Bärenfamilie.

Frl. S. D.—Unseres Wissens nach lebt er augenblicklich in Baltimore. Wenden Sie sich an Rapp; er wird Ihnen die beste Auskunft geben können.

Hrn. L. R., Louisville.—Für diesmal zu spät!

Hrn. G. S., Jeffersonville. — I. Müssen ablehnen. II. Senden Sie uns das Manuscript. III. Hat unsern Beifall.

Fr. B. R. New Albany.—Sie sind zu der vom Congresse bewilligten Bounty berechtigt und müssen sich an einen dortigen Agenten mit den nöthigen Papieren und Zeugen wenden.

B. C., Paducah. — Wir warnten bereits öffentlich vor Schwindler, die sich als Agenten für unser Geschäft ausgeben. Unsere Agenten können sich leicht legitimiren, übrigens haben wir keinen Geschäftstheilhaber, weder in unsern Zeitungen, noch in unserer Job Office.

G. R., Gondola, Ill.—Die Bedingungen für die Zeitung finden Sie auf dem Titel angegeben.

☞ Sommertheater in der Turnerhalle. Heute Abend findet im Sommertheater der Turnerhalle zum würdigen Abschluß einer heiteren Sonntagsfeier die Aufführung des vorzüglichen Charakterbildes in vier Akten von F. Kaiser: „Junker und Knecht" statt. Das Stück ist vortrefflich ausgestattet, gut einstudirt und wurde noch überall, wo es in Scene gesetzt ward, mit stürmischem Beifall aufgenommen. Bei der bekannten Tüchtigkeit und Bravour der in der Turnerhalle engagirten Mitglieder, kann das auf heute Abend anberaumte Erzeugniß des berühmten Bühnendichters unmöglich verfehlen einen überfüllten Garten zu ziehen und die Besucher auf's Schönste und Angenehmste zu unterhalten. Die Sommersaison währt nicht mehr lange; wer daher Gutes und Gediegenes sehen will, versäume nicht, sich zeitig in unserm Sommertheater der Turnerhalle einzufinden, denn er kann überzeugt sein, seine kühnsten Erwartungen vom schönsten Erfolge gekrönt zu sehen.

☞ Sonntagsvergnügungen. Das angenehme Wetter, das uns in den letzten Tagen beglückte, macht einen Spaziergang möglich, indem weniger die Hitze, als der viele Staub Excursionen bisher hinderlich war. Ueber Vergnügungsplätze kann man hierbei glücklicher Weise nicht in Verlegenheit kommen, da im

Woodland Garten der populäre Wirth, Herr Bernhard Strube, seinen Gästen mit Allem aufwarten wird, was der Mund begehrt. Die vorzügliche Theater-Kapelle wird während des Nachmittags die besten Werke großer Tonkünstler vortragen und als besonders anziehend, machen wir auf das Auftreten der berühmten Seiltänzerin Carolista aufmerksam, die Nachmittags 4 Uhr und Abends 7 Uhr auf dem gespannten Seile ihre Kunst produciren wird.

Im Löwen-Garten finden Gäste gleichfalls vortreffliche Speisen und Getränke außer dem Ohrenschmaus, den die Schütz- und Seebach'schen Kapelle zum Besten giebt. Herr Graymann vom

Atlanta Garten wird, wie immer, auf das Wohl der ihm beehrenden Gäste bedacht sein und außer den Annehmlichkeiten, die Küche und Keller bieten, ist das Concert, ausgeführt von der Regimentsmusik des 2. Regiments, besonders hervorzuheben. Freunde gemüthlicher Unterhaltung finden auf

Phönix Hill, neben den vortrefflichen Anlagen und der in jenem Etablissement gebotenen herrlichen Aussicht vortreffliches Bier und anderes Eß- und Trinkbare, was zur Labung dienlich ist.

Gleiche Annehmlichkeiten bietet das Etablissement des Herrn Hetzel, dessen

Hanauer Garten stets eine heitere Gesellschaft am Sonntag birgt. Freundliche Bedienung und reiche Vorräthe sind auch dort empfehlenswerthe Vorzüge. Der romantische

Louisville Garten, in dem Herr Zierfuß als Souverain waltet, hat so viel Anziehendes, daß wir auf den Besuch desselben besonders aufmerksam machen, da Niemand denselben verlassen wird, ohne die gesuchte Erholung gefunden zu haben.

Gelüstet es einem unserer Freunde zu einer Reise nach andern Hemisphären, so bietet Herrn Kleespieß' Garten zu Farmville, nahe Jeffersonville, ein willkommenes Asyl, wo Bacchus und Gambrinus zum Frommen des Sonntagsgesetzes den Freundschaftsbund schlossen und ihren Segen den Durstigen in Fülle spenden.

☞ Feuer in New Albany. Gestern Morgen drei Uhr wurde das Dach der an unterer ersten Straße gelegenen Foundry von Johnson und Webster in Flammen gefunden. Der Alarm wurde prompt gegeben, doch trotz der Eile, mit welcher die Spritzen an der Brandstätte anlangten, hatte das Feuer bereits so drohende Dimensionen angenommen, daß das Gebäude sammt Inhalt nicht zu retten war. Das Gebäude war von Ziegeln aufgeführt, zwei Stockwerke hoch und am hinteren Theile des Grundstücks befindlich. Aus der großen Zahl von Modellen wurden nur wenige gerettet und der Verlust derselben beträgt mehr als $6,000 in Geldwerth. Der Schaden, den das Gebäude erlitt, beträgt nach der Abschätzung des Eigenthümers mindestens $5,000. Ueber die Entstehung des Feuers ist Nichts bekannt, nur vermuthet man, daß Funken in die Copula flogen und das Holzwerk entzündeten.

Verhandlungen des Polizei-Gerichts.

(Vor Richter E. S. Craig.)

Samstag, 3. August 1867.

Noth macht erfinderisch. Wir hatten allerdings schon oft Gelegenheit, über die erstaunliche Phantasie verhafteter Trunkenbolde lobende Bemerkungen zu machen, daß aber ein Mensch die Stirn haben würde, zu folgender Entschuldigung seine Zuflucht zu nehmen, bietet alles bis jetzt dagewesene.

Riley Barney, ein alter Söffel, der zum so und so vielten Mal wegen Trunkenboldenhaftigkeit verhaftet worden war, entschuldigte sich mit der Behauptung, er leide an Würmern und wolle sie mit Whisky vertilgen. Wenn er irgend Speise und Trank zu sich nehme, richten sich diese Ungeheuer in seinem Magen mit aufgesperrtem Rachen auf und während sie Milch und Molasses erwarten, gieße er ihnen den vergifteten amerikanischen Whisky in den Schlund. Dem Richter empfehle er vorkommenden Falls das gleiche Rezept. Trotz dieser bündigen Auseinandersetzung schien Herr Craig den Erfindungsgeist des Inculpaten nicht nach Gebühr zu würdigen, denn er verurtheilte ihn zu einer Geldbuße von 5 Doll.

John Rickets ist ein Flibustier, der seinen Enterhaken nach weiblichen Herzen wirft. Leider ist er ein Unglücklicher, der selten Erfolg hat und in den dadurch hervorgerufenen üblen Launen, die himmelschreiendsten Dummheiten von der Welt begeht. Als er auch gestern wieder von seiner „blonden keuschen Minne" heimgezeigt wurde, bildete er sich einen furchtbaren Zorn ein, goß im Uebermaß seines Schmerzes mehrere Gläser Whisky hinter die Binde und begab sich nach seiner Wohnung, wo er seinen Freund und Zeltgenossen Philip Norton im tiefsten Schlaf antraf. Das wurmte natürlich unserm Liebesritter und um das zerstörte Gleichgewicht den beiderseitigen Gemüthsstimmungen wieder auszugleichen, ergriff er ein Handtuch, tränkte es mit Wasser und schlug damit seinem Freunde auf's Maul. Wer je einen schönen Traum gehabt und jählings darin gestört wurde, wird vermuthen, daß Norton wie behext emporsprang und seinen in stiller Bosheit schmunzelnden Freund ein dreifaches Rindvieh nannte. Letzterer replicirte in würdiger Weise, der Krieg wurde offen erklärt, aber noch vor der Entscheidungsschlacht durch die in ihrer Nachtruhe gestörten Hausbewohner und Polizei vermittelst kräftiger Intervention zum Abschluß gebracht. Richter Craig bestrafte beide Kämpfer um 5 Doll.

Mary Robinson ist eine zarte Jungfrau von 53 Sommern, deren Leben im holden Wechsel zwischen Arbeitshaus und Lasterhöhle dahin strich. Da sie ein ungeheures Talent zum Aufschneiden hat, und sie sich also vortrefflich zu einem „weiblichen Telegraphenapperat" eignen würde, so geben wir ihre Erzählung zur Beurtheilung für alle Telegraphen-Compagnien in Nachstehendem wieder: „Ihre Mutter sei eine Prinzessin und ihr Vater ein glücklicher Leimsieder gewesen, der eigentlich verdient habe, König zu sein. Sie selbst sei in ihrer Jugend in England dreimal von Zigeunern und in in Amerika dreimal von Indianern gestohlen worden, habe mehrere Mal unglücklich geheirathet, durch die Bosheit anderer Menschen sei sie aber immer wieder von ihrem Gatten getrennt worden; fünfmal sei sie in den Mississippi gefallen und dreimal von Menschen, dagegen zweimal von Allegators gerettet worden. Sie könne nicht annehmen, daß der Richter eine Frau, die soviel durchgemacht, unbarmherzig behandeln werde und beantragte deßhalb im Namen des Unglücks ihre Freisprechung und die Bestrafung des resp. Polizisten, welcher sich an einer alten Frau vergreifen konnte, da er doch wissen mußte, daß er wie ein schlechter Kerl aussah und dafür mit groben Reden belohnt werden mußte. Richter Craig, ein galanter, alter Herr hielt eine schöne Rede über die Würde der Frommen und verlangte dafür den mäßigen Preis von 5 Doll. Mary zahlte, knixte und verschwand.

William Seawarth, welcher beschuldigt war, 700 Doll. von Tam Barney gestohlen zu haben, wurde wieder abgeführt, um am nächsten Dienstag seinen Prozeß zu bestehen.

James Mosely, des Ehebruchs angeklagt, gab 100 Doll. Bürgschaft für einen weiteren Prozeß.

Die Klage von Griffin gegen J. Klein wegen thätlichen Angriffs, wurde auf Montag verschoben.

James Wilson erlegte 300 Caution für einen weiteren Prozeß, weil er versucht hatte, eine gefälschte 20 Doll. Note auszugeben.

James Schofield, welcher beschuldigt war, Samuel Week geschossen zu haben, wurde straffrei entlassen.

☞ Möge Niemand aus dem Grunde, daß es auf eine Stimme nicht ankäme, versäumen, morgen für das an der Spitze unserer Spalten befindliche Unionsticket zu stimmen. Wie aus Wassertropfen das Meer, aus Sandkörnern die weite Fläche besteht, so bildet die Gesammtzahl der abgegebenen Stimmen, die politische Macht der Parthei, und der Wahlkampf ist von vorneherein verloren, wenn Stimmgeber gesonnen sind, sich ihrer Bürgerrechte zu enthalten.

☞ Plötzlicher Tod durch den Stich einer Biene. Ein schmerzlicher und beklagenswerther Unglücksfall trug sich gestern früh gegen acht Uhr in der Wohnung des Doktors von Donhof, in der Jeffersonstraße, zwischen Brook und erster, zu. Frau von Donhof, die Gemahlin des Dr. von Donhof, begab sich um die angegebene Zeit, während der Abwesenheit ihres Sohnes in dem neben Wohnhause gelegenen Garten, um aus einem der dort befindlichen Bienenkörbe Honig zu nehmen. Während sie in dieser Beschäftigung begriffen war, setzte sich eine Biene unter das linke Auge, stach auf die betreffende Stelle und sofort fühlte Frau von Donhof sich so ermattet und unwohl, daß sie ihre Tochter herbeirief. Letztere kam und wollte ihre Mutter in's Zimmer führen, indessen schon in der Mitte des Weges vom Garten nach dem Wohnhause brach Frau von Donhof zusammen und war augenblicklich eine Leiche. Der Hülferuf des Mädchens lockte Nachbaren herbei; von den ankommenden Aerzten wurden Wiederbelebungsversuche angestellt, aber alle Hülfe war vergeblich.

Die Fälle daß Leute in Folge eines Bienenstiches straben, sind nicht so vereinzelt, wie man annehmen sollte. Erst vor wenigen Wochen ereignete sich ein ähnlicher Unglücksfall, wie der oben erzählte, in Evansville, Ind., und vor zwei bis drei Jahren starb hier in Louisville innerhalb drei Minuten ein von einer Biene gestochener Mann. Ein gleiches Unglück trug sich in unserm County vor nicht langer Zeit zu.

Der so schwer von diesem unersetzlichen Verluste heimgesuchten Familie können wir unsere aufrichtigst Sympathie nicht versagen. Frau von Donhof war eine gute Gattin, eine liebende Mutter und eine stets zu allen nur möglichen Opfern bereite Freundin. Ihr plötzliches Hinscheiden hat daher auch die tiefste Trauer bei Allen, die sie kannten, hervorgerufen und ihre Angehörigen in grenzenlosem Schmerz versetzt.

Der Beerdigungstag ist noch nicht festgesetzt worden.

☞ Wie der gestrige New Albany Ledger berichtet wurden bis jetzt drei der vorgestern aus der dortigen Jail entsprungenen eingefangen.

An der Verfolgung betheiligten sich Sheriff Fullenlove Marshall Akers und der Polizist St. John. Die zwei letztere sprengten zu Pferd der nach Apple Tree Garten führenden Straße. Als der Marshall an McCullochs Grocery vorbeiritt war er in der nähe von Carnes, der sich in seines Vaters Haus flüchtete. Eine Gruppe Neger die in der Nähe standen brachten ihn zugleich auf die Fährte von Athon und Harris die im Schnellschritt gegen Appletree Garten zugingen. Sobald sie den Hofschlag der Pferde hörten sprangen sie über die Fenz in ein nahes Maisfeld und Marschall Akers welcher fürchtete, daß sobald die Flüchtigen den Wald erreichen, sie nicht mehr gefunden werden könnten, sandte St. John durch den Garten, um ihnen zwischen Wald und Maisfeld zuvorzukommen, er selbst aber ritt schnurstracks durch das Maisfeld und fing Harris, ehe er ein Versteck erreichen konnte. Der Gefangene wurde zwei Bürgern zur Bewahrung übergeben und setzte Athon nach, von dem man jede Spur verloren hatte; doch Marschell Akers sorgte dafür, daß der Verbrecher nicht entkommen konnte. Demzufolge sandte er St. John der Fenz entlang um Fußspuren aufzufinden, die auch gefunden wurden. Nach wenigen Minuten kam man auch auf das Versteck Athons. Nachdem beide Gefangene nach der Stadt gesandt wurden, gingen die Beamten nach dem Hause von Carnes, doch die genaueste Durchsuchung blieb ohne Erfolg. Glücklicherweise sind die Behörden auf dem Damme und eine glückliche Flucht des Mörders wäre beinahe das Unmögliche ausgeführt.

☞ Stimmet für das Unionsticket. Jedes Votum für die sogenannte dritte Parthei ist eine halbe Stimme für Helm.

☞ In der Stadt wurden an folgende Personen im Laufe der letzten Woche Heirathelizensen gegeben:

Herman Brandes mit Gesine Oldiges.
Philip Saam mit Barbara Herberger.
Henry Barry mit Eliza Blake.
Henry W. Bush mit Hattie Scott.
Ernst Maly mit Fannie Stolz.
R. D. King mit Mary R. Chambers.
John W. Schneider mit Kate Leibrock.
James C. McKinley mit Mary M. C. Mohr
Josef Hellinger mit Margaret Giger.
T. C. Thompson mit Anna Quinlan.
Franz Montch mit Lena Herman.
H. A. Polley mit Elizabeth J. Young.
Geo. W. Pillman mit Mary Lasch.
Wm. B. Summerville mit A. Burkner.
Herman Braun mit Mary Günther.
Patrick Lakin mit Bridget Broderik.
Wm. H. Williams mit Frances J. Blackburn.
Michael Fallahan mit Maggrie Condry.
Casabella Joseph mit C. Weißenberger.
Francis O. Keefe mit Mary Quill.
Philip Culler mit Dorothea Meyer.
Geo. Herbert mit Mary Mathias.
Michael Maloney mit Mary Welsh.
Joseph Stich mit Mary Roch.

☞ Folgende Personen verheiratheten sich während der letzten Woche in Floyd Co.:

Geo J. Schweiß mit Caroline Kodalle.
John Stöß mit Annie Seiling.
George Siegel mit Margareth Sands.

Telegraphische Depeschen.

Amerikanische Berichte.

Tennessee Wahl.

New York, 3. Aug. Des Heralds Chattanooga Correspondent meldet die Erwählung der radikalen Candidaten mit überwiegender Mehrheit. Ethridge und Maynard sprachen in Kingston am Mittwoch. Auf der Bühne befand sich die Fahne des 5. Tennessee Regiments, während Ethridge sprach. Nach Schluß der Rede nahmen die Radikalen die Fahne nach ihrer Bühne. Die Conservativen formirten sich, die Flagge wieder zu nehmen, wurden aber von Ethridge daran verhindert. Keine weiteren Ruhestörungen fanden statt, obgleich die Fahne im Besitze der Radikalen blieb.

Aus Nashville schreibt man, daß eine Anzahl Farbiger von conservativen Brodherren entlassen wurden, weil sie das radikale Ticket stimmten. Dieselben erhielten im Quartiermeisteramt sofort Beschäftigung und morgen wird General Carlin die Namen jener Firmen der Oeffentlichkeit übergeben.

Verschiedenes.

New York, 3. August. Gegen die Beamten der Unadille Nationalbank soll ein Criminalverfahren eingeleitet werden.

In Boston fiel gestern Nachmittag ein außerordentlich schwerer Regen. In der Nachbarschaft wurden die Erntefelder sehr stark beschädigt und an der Küste litt die Schiffahrt großen Schaden. Binnen drei Stunden fielen in Boston vier Zoll Regen und in Concord, N. J., drei Zoll in drei Stunden.

Cincinnati, 3. August. Die Foundry von Chas. Kilgour, an dritter Straße wurde diesen Nachmittag durch Feuer zerstört. Verlust $20,000, wovon $8,000 versichert waren.

Der Verein der Wundärzte, in dieser Woche hier in Sitzung, wurde gestern Abend in Hopkins Halle bewirthet. Toaste wurden ausgebracht und mehrere Reden von hervorragenden Mitgliedern gehalten.

Quebec, 2. Aug. Der Dampfer Star of Canada von Montreal ist auf den Strand gelaufen, die Mary Darkel nahe St. Roche. Der Dampfer Napoleon wurde dem letzteren zu Hülfe geschickt.

New York, 3. Aug. Der Dampfer City of Washington von Liverpool ist angelangt.

Aus dem Westen.

New York, 3. August. Eine Fort Leavenworth Depesche sagt, daß in Fort Lyon 12 Personen an der Cholera am 22. Juli erkrankten.

Gelbes Fieber an der Westküste.

San Francisco, 3. Aug. Der Bundesdampfer Resacca traf von Panama ein; auf der Reise brach das gelbe Fieber aus, 48 Erkrankungen kamen vor, wovon 18 mit dem Tode endeten. Die Mannschaft zählt 135 Mann mit 20 Offizieren. Die letzteren blieben davon verschont.

Aus Mexiko.

New York, 2. August. Nach dem Herald wurden Documente empfangen, durch welche bewiesen wird, daß Maximilian im letzten Januar sich erbot durch Vermittelung der Ver. Staaten das Volk von Mexiko über Kaiserreich und Republik entscheiden zu lassen; während der Zeit wollte er zurücktreten. Seward lehnte es ab, auf die Proposition einzugehen, da er den Gesandten Maximilians das Recht absprach, einen Theil des mexikanischen Volkes zu vertreten.

Schatzamtbericht.

New York, 3. Aug. Das Schatzamt verwahrt folgende Funds:

Courant $61,526,676; Gold $102,905,174, wovon $19,457,960 in Gold-Certificaten.

New York, 3. Aug. Ein Mann Namens Jos. Lapoine aus Champeigne, Ill., wurde wegen Bedrohung des Lebens seiner Frau verhaftet.

Tägliche Briefliste vom 4. August.

April Lorenz	Leingaaz Caroline
Adam Martin	Meyer Herman
Brickle Louis	Myer John
Blum Fred	Meischer Heinrich
Beyerle Christian	Ott Fredrick
Bucker Julius	Ohr Clemens
Bachmann Mich	Razall John
Buck Julius	Rahmer Louis
Brinkman Henry	Rapp John
Cetler Martin	Rauh Henry
Dütsch Joseph	Rush Jakob
Degen Adam	Rickert Caroline
Elert Wilhelmine	Schwenk John
Eith Georg	Schoppenhorst John
Falk Isaak	Schneider Andrew
Feußner John	Schnell Wm
Fiedler F A	Schmidt Margret
Gotzmann Louis	Schmaus Jakob u. Eva
Guenther Geo	Schulz John
Hentz Robert	Skradse Regina
Hutti Michael	Swab Cornelis
Honsinger Peter	Seither Friedrich
Hassan Hyman	Steuri Peter
Herberich Christof	Westerman Sebastian
Kälin Alois	Wemsperger Johan
Kick John	Wolfsohn David
Kremer Phil	Wiebusch Aug
Kearn Jacob	Wagner Joseph
Knobloch Elisabeth	Zumbro Jacob
Kühlkamp Johan	Zettler Mathew

Jno. J. Speed, Postmeister.

Omnibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 4. August 1867.

Toni und Madlein.

Eine Erzählung von

Albert Bürklin.

Motto: Das Gold nur nenne ächt und gut,
Das sich bewährt in Feuersgluth!
Die Tugend nur sei ächt gepriesen,
Die in der Probe sich erwiesen.

Erste Abtheilung.

I.

Unsere Geschichte spielt im Jahre 18.. in Bernbach, einem wohlhabenden Dorfe am Eingange eines der reizendsten Thäler, die am südwestlichen Abhange des badischen Schwarzwaldes gegen das Rheinthal sich öffnen. Wenn wir sagen, der Schauplatz dieser einfachen Erzählung heiße Bernbach, so bitten wir den nachsichtigen Leser, uns ein Erröthen ersparen und uns nicht mit der Landkarte in der Hand nachrechnen zu wollen. Die Rechnung würde nicht zu unsern Gunsten ausfallen, und wir würden gestehen müssen, daß „Bernbach", so wie einige andere Orts- und Personennamen, die einzigen Unwahrheiten sind, die wir zu verantworten haben werden. Sonst und in der Regel hassen wir die Nothlüge und verwerfen sie als einen diplomatischen Kunstgriff, mit welchem das Gewissen, um es von einer einfachen Lüge entlasten, mit einer doppelten belastet wird. Dieses Mal aber gebieten uns Rücksichten, von diesem Kunstgriffe Gebrauch zu machen und zur Rettung unserer Wahrheitsliebe erübrigt uns nichts, als ehrlich zu gestehen: „Wir haben gelogen!"

Und nun zu unserer Geschichte selbst.

Im Grasgarten des reichen Hofbauern Grether stand an einem schönen Maiabend des Hofbauern Tochter, die Madlein, und erwartete Jemanden. Der Tag war heiß gewesen, und das Mädchen hatte sich für seine Beobachtungen ein schattiges Plätzchen unter einem überhängenden Birkenbäumchen ausgesucht. Ihr runder Strohhut lag neben ihr im Grase; ihr braunes Haar, auf der Stirn gescheitelt, fiel in zwei langen schweren Flechten über den Rücken herab; den nackten vollen Arm mit dem schneeweißen aufgebauschten Hemdärmel hatte sie um den Stamm des Birkenbäumchens geschlungen, und ihre runde, leicht gebräunte Wange ruhte an der weißen Rinde. Die Madlein gab, ohne es zu wollen oder zu ahnen, ein so reizendes Bildchen ab in dieser Abendlandschaft, daß sie einem Maler hätte zum Vorwurfe dienen können. Die wahre, ungeschminkte Grazie ist's sich selber unbewußt; darum finden wir sie öfter unter einem ländlichen Strohhute, als in unsern Prachtgemächern, wo sie meist schon durch den Tanzmeister oder sonst wie verfälscht worden ist.

Ein gesundes und prächtiges Mädchen war's, des Grether's Mädlein, und wenn man ihr in die Augen sah — man sah recht gerne hinein — so wußte man, daß es auch ein verständiges Mädchen sei. Es war wohl zu glauben, wenn der Herr Schulmeister Feldner sagte, seit zehn Jahren habe er kein so liebes Schulkind gehabt, und als es aus der Schule entlassen worden, sei ein Stück von seinem eigenen alten Herzen mitgegangen. Er halte das Mädchen für fast so verständig, wie des Haldenbauers Toni, aber doch nur fast, denn der sei das non plus ultra. Er war ein gar gelehrter alter Herr, der Herr Schulmeister, und Latein konnte er, daß die Bauern vor Verwunderung die Mäuler aufrissen und seine Gelehrsamkeit selbst von dem Doktor Seifen-Peter anerkannt werden mußte, ein Umstand, der nicht wenig dazu beitrug, den Schulmeister in die Achtung der Bauern zu heben; denn der obengenannte Herr Doktor — wir werden ihn später kennen lernen — war nicht leicht geneigt, irgend eine andere Vortrefflichkeit anzuerkennen, als die seiner eigenen werthen Person. Mit dem Toni aber war's ein ganz besonderes Ding. In der Schule zeigte der sich so anstellig und gelehrig, daß der Herr Feldner eine helle Freude an ihm hatte, und oft beklagte er es, daß Toni nicht in der Lage sei, „Geistlich" zu studiren. „Geistlich studiren" — der höchste Ehrgeiz der Bauern, namentlich aber der Bauernweiber, die um's Leben gerne von ihren „geistlichen Herren Söhnen" sprechen. Mit dem „Geistlich studiren" aber hatte es für Toni seinen eigenen Haken. Das ging nun einmal nicht; denn zum Studiren gehört nicht allein Kopf, sondern auch Geld. Der redliche alte Lehrer indeß konnte es nicht über's Herz bringen, daß so vieles Talent hinter dem Mistkarren verkümmern solle, und gab sich besondere Mühe mit dem Burschen. „Er trägt nicht schwer daran, und wer weiß, zu was er's noch brauchen kann," meinte der wackere alte Mann, und so kam es, daß sein Schüler unter den Bauern fast ein Gelehrter ward und Geschichte und Geographie beinahe so gut verstand, wie der Herr Lehrer selber, vom Rechnen und Schreiben gar nicht zu reden. Sogar ein wenig Lateinisch hatte er gelernt, und sich den gründlichen Haß des Herren Doktor Seifen-Peter dadurch zugezogen, daß er es gewagt hatte, dessen Gelehrsamkeit in Zweifel zu ziehen und die Behauptung aufzustellen, der Herr Doktor sei bei Lichte betrachtet, nichts mehr und nichts weniger als ein eingebildeter Dummkopf. — Alle Welt hatte des Hofbauern Madlein lieb; warum sollte also des Haldenbauers Toni sie nicht auch lieb haben, wie alle Welt? Er hatte sie auch lieb, aber nicht wie alle Welt, o nein, um Vieles, Vieles mehr, und wäre die Welt noch tausendmal größer, als sie ist, und sie ist doch wahrhaftig groß genug.— Des Haldenbauers Toni war aber nicht nur der gescheidteste, nein er war auch der schmuckeste und, was die Hauptsache ist, der bravste Bursche im Dorfe, und soweit wäre Alles recht und gut gewesen, wenn er nur nicht dabei das Unglück gehabt hätte, auch einer der Bursche im Dorfe zu sein, wenn nicht gar der ärmste. Das war freilich ein großer Fehler, den ihm Madleins Vater, der reiche Hofbauer Grether nicht verzeihen konnte, denn den hatte der Reichthum übermüthig und trotzig gemacht und sein Grundsatz war: „Wer kein Geld hat, ist ein Lump." Sein Sohn, der Heiner, war noch ärger, und so war dem armen Toni des Hofbauern Thüre verschlossen. — Armuth zu ertragen ist eine schwere Sache, aber Reichthum zu tragen ist oft noch viel schwerer, es versteht's selten Einer. Der Hofbauer wenigstens hat es nicht verstanden, und dem hatten seine Kronenthaler eine Herzverknöcherung zugezogen, die kein irdischer Doktor kuriren konnte.

Die Madlein freilich betrachtete die Sache mit andern Augen, denn wir wollen es nur gestehen, auch sie war dem Toni so recht von Herzen gut, und sie hatten sich's auch schon gesagt. Die Liebe fragt nichts nach Reichthum, es wäre denn der Reichthum, den Gott in unsere Herzen gelegt. Und weil die Madlein nicht nur ein braves, sondern auch ein resolutes Mädchen war, so hatte sie keck den Kampf aufgenommen zwischen dem Reichthum ihres Herzens und den Geldsäcken ihres Vaters. Ein junges unverdorbenes Herz ist ein starkes Ding, wenn es um seine Liebe kämpft. — Jetzt war sie in den Grasgarten gegangen, um den Toni abzupassen, wenn er vom Feld heimkomme; sie hatte ihm etwas ganz Apartes und sehr Wichtiges zu sagen. — Hinter dem Erlenbusche, der die Aussicht in die Ferne verdeckte, erhob sich eine Staubwolke, und der Madlein stieg das Blut in's Gesicht — sie meinte er sei es. Er war's aber nicht, sondern um des Buschwerk bog im scharfen Trabe ein Berner-Wägele und näherte sich rasch dem Platze, wo das Mädchen stand. Ein prächtiges Gefährt war's, wie Madlein in ihrem Dorfe noch keines gesehen. Die Leiterbäume, die Räder und alles Holzwerk hellgrün lackirt und roth eingebändelt, daß es einem in die Augen funkelte; die Beane mit silbergrauer Oelfarbe angestrichen; der Sitz ein Halbchaischen mit glänzend schwarzem Spritzleder, und die Pferde, nein, waren das stolze Rosse, mit ihren schneeweißen Muckengarnen und ihrem glänzenden Geschirre mit Messingbuckeln, die nur so in der Sonne blitzen. Die Madlein hatte vor lauter Erstaunen über das prächtige Fuhrwerk noch gar keine Zeit gehabt, auch den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten in's Auge zu fassen. Jetzt aber, da das Gefährt ganz nahe war, that sie es—und ein Ruf des Schreckens entfuhr ihren Lippen; sie wurde weiß, wie ihr Hemdärmel und mußte sich fester an dem Birkenstämmchen halten, denn es verschwamm ihr Alles vor den Augen.

„Herr Gott, der Holländer Maier!" murmelte sie. „Der abscheuliche Mensch!"

Einen Augenblick schwankte sie, ob sie vor der nahenden Gefahr davonlaufen, oder bleiben sollte, aber nur einen Augenblick, dann trat sie, die Hand an's Herz pressend, entschlossen gegen den Haag vor; denn sie hatte sich's zurecht gelegt, was sie thun wolle, und erwartete den Holländer-Maier festen Fußes. Dieser saß ganz behaglich in seinem Halbchaischen und schien keine Ahnung zu haben von dem Ehrentitel, der hinter dem Haage hervor ihm so eben entgegengeschickt worden war, denn als er die Madlein hinter dem grünen Busche erblickte — das Mädchen war bildschön in seiner Aufregung, die ihm das Blut wieder in das Gesicht gejagt und seine dunkeln Augen blitzen gemacht hatte, — entfuhr ihm ein Ausruf der Freude und er riß die Rappen so plötzlich und heftig zurück, daß sie in den Hacken sanken. — Herr Maier, der sich in seinem Fuhrwerke aufrichtete, war ein stattlicher Dreißiger; eine gedrungene, starkknochige Gestalt, mit einem von Gesundheit nnd Gutmüthigkeit strotzenden Gesichte, in dem zwei kleine graue Augen lustig blitzten, und in welchem das freundliche Grinsen, dem er seinen Mund verzog, den Ausdruck der guten Laune und der Behäbigkeit, mit der seine ganze Person übergossen war, nur erhöhte.

Daß Herr Maier ein sehr wohlhabender Mann sein mußte, sah man auf den ersten Blick. Seine Kleidung, ein Mittelding zwischen ländlicher und städtischer Tracht, war von feinem Tuche; aus der schwarzen Sammtweste bambelte ein silbernes Uhrgehänge, schwer, fast wie eine kleine Ankerkette; an dem Finger trug er einen löthigen goldenen Ring; das schwarze Atlastuch, das er lose um seinen markigen Hals geschlungen, war mit einem silbernen Anker zusammen geheftet von so gewaltigen Dimensionen, daß es nicht unmöglich schien, mit ihm ein kleines Rheinschiff vor Anker legen zu können. Kurz, der Reichthum war, wenn auch nicht gerade zur Schau gestellt, doch so augenfällig und so überall an der werthen Person des Holzhändlers zu bemerken, daß man über den Reichthum selbst keinen Augenblick im Zweifel sein konnte.

„Grüß Gott! Jungfer Grethern!" rief Herr Maier, indem er vor Vergnügen zwei Reihen prachtvoller Zähne sichtbar werden ließ, und setzte den Fuß auf das Rad, um abzusteigen. „Grüß Gott! Das ist ja schön von der Jungfer, daß sie mir entgegen kommt! Das ist mir eine große Ehre!"

Die Jungfer aber schien andere Ansicht zu sein, denn sie erwiederte den Gruß kaum mit einem fast trotzigen Kopfnicken, und schien gar nicht zu bemerken, daß der Herr Maier ihr seine fette Hand entgegenstreckte; und die Hand mit sammt dem goldenen Ringe blieb in der Luft schweben, bis sie ihrem Eigenthümer selber zu schwer wurde und er sie mit einem etwas verblüfften Lächeln wieder sinken ließ.

Sie aber schaute dem Holzhändler fest in die Augen und sagte: „Bleib der Herr nur sitzen. Der Herr ist letz dran, wenn er meint, ich sei wegen ihm herausgekommen; und wenn der Herr wegen mir gekommen ist, so kann er nur gleich wieder umkehren.

Der so angeredete Holzhändler blickte ganz verdutzt in das glühende Gesicht des Mädchens. „Das sind kuriose Reden von der Jungfer", entgegnete er und sprang von dem Fuhrwerke herunter. „Ich glaub die Jungfer will mich utzen? Hat ihr der Vater Nichts gesagt? Wir sind einig, der Vater und ich, wir haben Alles abgemacht, und die Jungfer — sie war mir von jeher gut —ist meine Braut, wie sie wohl weiß."

Das Mädchen wehrte mit beiden Händen: „Bleibt nur drüben über dem Haag, Herr Maier, und höret, was ich Euch zu sagen habe. Ich thu nicht utzen, behüt mich Gott, mir ist nicht spaßig zu Muth. Ich war Euch wohl von jeher gut, weil Ihr ein Freund seid von meinem Vater und ein braver Mann, wie ich glaube, aber zum Heirathen gehört mehr, als nur gut sein, Herr Maier, und wenn Ihr heirathen wollt, so bin ich nicht mit dabei. Ich lasse mich nicht verschachern, Herr Maier, nein, nicht um alle Eure holländer Stämme und holländer Dukaten, und..." — der Madlein schoß das helle Wasser in die Augen — „und wenn meine arme Mutter nicht gestorben wäre, so wär's nicht so weit mit mir gekommen und . . . und — daß Ihr's nur wisset, Herr, eher todtschlagen lasse ich mich vom Vater, ehe ich's thue." — Das war deutlich, und dem erstaunten Holzhändler kam's auch so vor. Er traute seinen Ohren kaum. Das war die Madlein nicht, die immer so freundlich gegen ihn war, und so war er nicht gewohnt mit sich reden zu hören. Endlich fand er die Sprache wieder: „Potz tausend sa sa! Mädel, was soll das heißen? Meinst Du, ich bin hierher gekommen, um mich von Dir narren zu lassen? Da wollen wir einmal erst ein Wort mit dem Hofbauer reden!" Der Jungfer wird auch noch der Kopf zurecht zu setzen sein!"

Mit diesen Worten war der Holzhändler, der sich viele Mühe gab, seinem dicken Gesicht einem recht zornigen Ausdruck zu geben, in sein Chaischen geklettert und eben wollte er seinen Aerger mit einem tüchtigen Peitschenhiebe seinen Rappen entgelten lassen, da begegnete sein letzter Blick auf die Madlein einem so trostlosen und flehenden aus ihren Augen, daß er die Peitsche sinken ließ und brummte: „Nun, was soll's noch? hat die Jungfer mir noch etwas zu sagen von diesem saubern Willkomm?"

Das Mädchen aber, noch eben so aufgeregt und trotzig, war auf einmal eine ganz andere geworden. Demüthig trat sie bis dicht an den Haag und sagte mit bittender Stimme:

„Herr Maier!"

„Nun, was gibt's?"

„Verzeihet mir, wenn ich eben grob gewesen bin."

„Nun, fein war's gerade nicht," erwiderte der Holzhändler halb besänftigt und betrachtete mit wohlgefallen die schöne Gestalt vor ihm, „aber wenn die Jungfer so kommt und Vernunft annehmen will, nun denn . . ."

„Das will ich nun gerade nicht," sagte die Madlein und wischte sich die Augen, „aber Euer Gesicht hat mir Muth gemacht, und . . . .—ich möchte Euch gerne um Etwas bitten."

„Wetter-Mädel! Nun so heule rur nicht, ich kann einmal die Weiberthränen nicht vertragen. Schwätz, was willst Du noch?"

Die Madlein gerade als hätte sie es extra in der Schule gelernt, wie man es machen müsse, um einem Menschen das Herz zu rühren, faltete die Hände auf der Brust und sah aus ihren feuchten Augen so beweglich zu dem ehrlichen Holzhändler empor, daß es ihm ganz kurios wurde. Er mußte an seine Frau selig denken, denn er war ein Wittwer, und er hatte seine Frau sehr lieb gehabt, und gerade solche Augen konnte sie machen, wie die Madlein eben. — „Herr Maier," sagte diese und ihre Stimme klang so sanft und weich, gerade wie sie muß, wenn sie durch eine Sammt-Weste und ein Atlastuch hindurch in das Herz eines Holzhändlers dringen soll — „Herr Maier, ich bin ein junges einfältiges Ding, und Ihr seid ein reicher angesehener Mann; deswegen passen wir nicht zusammen, und sehet, darum wollt ich Euch bitten, Ihr sollet mich lieber nicht heirathen und sollet eine Stadtmamsel nehmen, die ist eher für Euch.

Jetzt war es mit dem Unmuthe des Holzhändlers vorbei, und über seine breiten Züge zuckte es wie Wetterleuchten. „Eine Stadtmamsel? Gerechter Himmel, was das Mädel für Einfälle hat! Das könnte mir passen, so ein zimpferliches Ding in einer Verpackung von Watte, Fischbein und Faßreifen, so breit wie ein Scheuernthor, daß man die eigentliche Mamsel aus dem Krimskrams gar nicht herausfinden kann. Ha, ha, ha! Kommt mir allemal vor, wie der Schwengel in unserer großen Kirchenglocke, so ein armes Ding. Nein, nein, Jungfer Grether, nichts da von Fischbein und Watte, ich brauche eine Frau mit soliden Knochen und einem gesunden frischen Herzen, wie meine selige war, und wie Sie ist, wie ich mir einbilde, und darum Jungfer, wenn's weiter nichts ist, so . . . ."

„Es ist aber noch etwas," flüsterte das Madlein nnd forschte ängstlich in den Augen des Holzhändlers, die mit gutmüthiger Neugierde auf ihr ruhten, „denn . . . . denn . . . . O Herr Maier, machet mich armes Ding nicht unglücklich und fahret wieder ruhig heim, denn seht . . . . Ih müsset doch einmal wissen . . . ."

Das Mädchen war ganz zutraulich geworden — durch den Haag hindurch bis an das Chaischen getreten und hatte die breite Faust des Holzhändlers zwischen ihre kleinen Händen genommen. „Denn seht . . . . ich . . . . ich habe schon einen Schatz! So jetzt ist's heraus; und da werdet Ihr doch einsehen, daß ich Euch nicht auch heirathen kann?"

Dies sagte sie so einfach und unbefangen, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, daß sie einen Schatz habe, und von dem Holzhändler eine entsetzliche Dummheit, so Etwas nicht zu wissen.

Das Gesicht des Holzhändlers hatte sich, als er seine rauhe Faust in einem so ungewohnten Futterale fühlte, mit einem behaglichen Lächeln übergossen. Nun aber zog er die Hand rasch zurück und rief:

Was sagt Sie? Einen Schatz? Schaut's da heraus.

„Ja, und wisset Ihr, Herr Maier, ich hab' den Toni einmal in mein Herz aufgenommen und hab's ihm versprochen, daß ich ohne ihn nicht leben will. Der Toni glaubt an mich, sein Glaube soll nicht zu Schanden werden, und was ich versprochen habe, das halt' ich, so lange ich's Leben hab'! Kann ich anders, Herr Maier? saget selber, darf ich anders?"

„Gerade wie meine Frau selig," brummte der Holzhändler und suchte seine Rührung dadurch zu bewältigen, daß er sich mit der Faust gar heftig die Nase rieb. Wetter-Mädel, braves Herz! Da komme ich freilich zu spät. Hätt's früher wissen sollen, so hätt' mir's eine schwere Stunde erspart. Geschieht mir aber schon recht. Erst das Mädel fragen, und dann den Vater, so ist es Brauch in der Welt. Geschieht mir recht, ganz recht." Und laut setzte er hinzu: „Na, Jungfer, nur nicht wieder flennen; ich bin ja kein Eichenklotz, und daß Sie mich nicht mag, daß weiß ich jetzt. So, so, einen Schatz? — und Toni heißt er?"

„Ja, Toni, dem Haldenbauer selig Toni," sagte die Madlein und lächelte wieder, denn sie fühlte, daß sie gewonnen habe.

„Ein wackerer und hübscher Bursche der Toni, ich kenne ihn; neben dem kann ich freilich nicht aufkommen," erwiderte Herr Maier, und gab seinen Rappen einen etwas unsanften Fitzer, daß sie erschrocken auffuhren aus ihrer Beschaulichkeit, der sie sich während der ihnen gänzlich uninteressanten Unterredung überlaßen hatten, und einen höchst ungemüthlichen Seitensprung machten.

„Brrh!" rief der unglückliche Bräutigam und nahm die Zügel zusammen, „ich glaube, wir haben heute Alle Mucken im Kopfe! Brrh! Ruhig, Hans! So, so!" und Herr Maier ließ die wiederspenstigen Thiere eine halbe Wendung machen, daß sie den Kopf der Heimath zu streckten.

„Na, nichts für ungut Jungfer," setzte er freundlich hinzu und streckte dem Mädchen zum Abschiede die Hand hin, Nichts für ungut. Mich hätte sie los. So was erfährt man lieber vor, als nach der Hochzeit. Ich für meine Person will mit dem Hofbauern schon fertig werden; aber der Toni, der wird einen harten Stand haben, denn er ist ein armer Teufel und . . Nun schauet zu, wie Ihr zuweg kommt. Ihr habt die Suppe mit einander eingebrockt, esset sie auch mit einander aus."

Diesmal ließ die Madlein des Holzhändlers Faust nicht umsonst in der Luft schweben, nein sie nahm sie noch einmal zwischen ihre Hände und drückte sie dankbar.—„Gott lohne es Euch, Herr Maier, Ihr seid ein braver Mann! und wenn Ihr meinem Vater schreibt, so macht's glimpflich, sonst muß ich's büßen und der Toni. Das Herz ist mir so schon schwer genug."

„Will's schon machen," erwiderte Herr Maier, und faßte die Peitsche. „Und Jungfer, wenn Sie einen guten Rath braucht, oder sonst Etwas, so weiß sie jetzt, wo Sie ihn haben kann: beim Holzhändler Peter Maier in Renseck!"

Allons, Hans, in zwei Stunden müssen wir daheim sein! Behüt' Sie Gott, Jungfer!"

Es war die höchste Zeti, daß der Hans u. Comp. sich in Trab setzten denn der „abfahrende Freier" hatte schon zweimal mit der Faust über die Augen fahren müssen. „Der verfluchte Wind", murmelte er und hieb in die Pferde, die unwillig über die ungewohnte Behandtung die Köpfe schüttelten und im scharfen Trabe ausgriffen.

„Das war ein dummer Streich, und es wird mir zu schaffen machen, bis ich die Geschichte aus dem Kopfe habe. Muß ich alter Esel noch solche Tollheiten machen! Der Steffe wird die Ohren aufsperren, der gute Narr! Er hat sich so sehr gefreut. Wir sind halt Alle Narren gewesen. Ha, Hans!"

II.

Eine Viertelstunde Weges entfernt von dem Platze, wo Greihers Madlein sich soeben ihres unwillkommenen Freiers auf so ehrliche und liebenswürdige Weise entledigt hatte, hart an dem Ufer des Flusses, der noch angeschwollen von dem gestrigen Gewitterregen, schäumend in seinem tief eingeschnittenen Bette einhertobte, stand auf einem frisch gepflügten Felde ein mit zwei Kühen bespannter Wagen, mit einem leeren Fasse beladen, das keinesfalls die Bestimmung hatte, dem Bacchus zum Göttersitze zu dienen. Der Inhaber dieser ländlichen Befruchtungsmaschine, ein junger stattlicher Bauernbursche saß unbekümmert um das Thun und Treiben seiner Schützlinge, auf einem Felsblocke am Ufer des Flusses, und starrte — in seltsamen Gegensatz mit seinem frischen, blühenden Gesichte — ziemlich trostlos in das wilde Wasser hinab.

Trifft man einen jungen Menschen, der einsam am Ufer eines Flusses sitzt, und melancholische Zwiegespräche mit den Wellen hält, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß der Melancholikus — er sei denn ein fischender Engländer — von Schulden oder Liebe geplagt ist.

Wenn der Wagen dort am Ufer des Flusses ein eleganter Jagdwagen, wenn das trübselige die Köpfe hängende Kuhpaar ein Gespann feuriger in die Zügel schäumender Prachtrosse und wenn der junge Mensch auf dem Felsblocke, statt mit Pelzmütze, Zwillichkittel und plumpen Holzschuhen, mit einem feinen Seidenhute, modischen Fracke und Lackstiefeln bekleidet gewesen wäre und anstatt der braunrothen Backen, mit zarter Bläße angehauchte, schmale Wangen gehabt hätte, so würden wir unbedingt für „Schulden" entschieden haben, als die einzige Ursache, die jungen Herren von solchen Qualitäten in unsern aufgeklärten Zeiten ernstlichen Kummer zu bereiten im Stande ist.

Hier aber, bei diesem einfachen jungen Bauernburschen, bei dem man auf den ersten Blick erkennen konnte, daß er mit den Gewohnheiten der sogenannten noblen Gesellschaft so vertraut sein möchte, wie seine Kühe mit den Regeln einer Steeplechase, bei diesem kann man eine so noble Passion als unbezahlte Schulden sind, nicht voraussetzen, hier müssen wir uns dazu entschließen, an Liebeskummer zu glauben.

Wenn wir nun gar dem geehrten Leser in dem philosophirenden jungen Menschen zum erstenmale des Haldenbauers Toni, den Helden unserer Geschichte vorstellen, so wird man die Ursache seines trübsinnigen Nachdenkens ahnen. Vollkommen aber wird man die Größe seines Kummers erst verstehen, wenn man erfährt, daß der Doktor Seifen-Peter vor einer halben Stunde von der nahe vorbeiziehenden Straße von Renseck nach dem Felde zu abgebogen war, um dem armen Toni, der dem nicht sehr poetischen Geschäfte des Mistpfuhlens oblag, die Nachricht in das Ohr zu flüstern:

„In Renseck werde von nichts Anderem gesprochen, als von der Verlobung des reichen Holzhändlers Maier mit des reichen Hofbauern Madlein, und in vierzehn Tagen sei die Hochzeit."

Toni zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Schreckensbotschaft, er sah an dem freudigen Grinsen in Peter's Gesicht, daß er dieses Mal gegen seine Gewohnheit nicht gelogen habe. Hatte er doch selbst kurz zuvor den Holländer-Maier mit seinen zwei stolzen Rappen Bernbach zu vorbeijagen sehen; und jetzt wußte er, warum ihm beim Anblicke des reichen und glücklichen Mannes ein Stich in's Herz gegangen und es in ihm aufgestiegen war, wie Zorn und Haß gegen einen Menschen der ihm in seinem Leben noch nichts zu Leide gethan hatte.

Dem Peter gönnte er nicht die Freude, seinen Schmerz zu sehen, und wendete ihm mit einem kurzen: „Was geht's mich an?" den Rücken.

„Hi, hi, hi!" kicherte dieser, „hab nur gedacht, es wird dir Freude machen," und eilte, den Barbierbeutel über die Schulter

werfend, und halblaut vor sich hinlachend die Straße weiter.

Toni aber setzte sich auf das Felsstück am Ufer, legte sein Gesicht in beide Hände und ein großer Schmerz senkte sich in sein Herz. Toni's Schmerz aber war kein so kränkelndes, blasirtes Ding, das ein seufzender Seladon im Spiegel betrachtet, um zu sehen, wie ihm der neueste Liebeskummer zu Gesichte stehe! sondern sein Schmerz war ein ächter, gerechter — ein zorniger Bauernschmerz. Jetzt war Alles aus, jetzt war keine Hoffnung mehr, der reiche Mann hatte ihm Alles genommen, was ihm lieb war auf dieser Welt; er hätte sterben mögen vor bitterem Weh, oder — er hätte den Mann vernichten können, der ihm sein Glück geraubt, und was vorhin eine Ahnung des Hasses war, das war nun zum wirklichen Hasse geworden gegen seinen glücklichen Nebenbuhler. Was hatte der Mann vor ihm voraus, das ihn berechtigte ihn unter die Füße zu treten? Der Mann war brav, das mußte Toni grollend zugeben, und hochgeachtet im ganzen Thale, dessen Wohlthäter er geworden war. Aber Toni war auch kein schlimmer Mensch, das Zeugniß durfte er sich selber geben; er that freudig seine Pflicht in dem kleinen Kreise, der ihm angewiesen war, und wenn seine Bildung ihn über den kleinen Kreis erhob und ihm die Erfüllung der niedern Pflichten eines Bauernknechtes erschwerte, so konnte dieser Umstand ihn in Selbstachtung nur erhöhen. Toni's Herz schlug in warmem Mitgefühl für seine Mitmenschen, und um als Wohlthäter seiner Mitmenschen geachtet zu sein, wie der Holzhändler Maier es war, dazu fehlte ihm nichts als dessen Reichthum. So meinte Toni.

Geld, Geld und wieder Geld!" murmelte Toni ingrimmig, „das ist Alles in Allem. Geld öffnet die Thüren und die Herzen, Geld macht geachtet und geehrt, Geld ersetzt Jugend, Herz und Geist, und Geld ist's allein, was der Holländer-Maier vor mir voraus hat, das ihn glücklich, mich aber unglücklich macht. Was habe ich davon, daß der gute alte Feldner sich abgemüht hat, mir Herz und Geist zu bilden? Die Bildung, die mich über den Bauern erhebt, läßt mich nur schmerzlicher fühlen, daß ich auf immer an den Mistkarren gefesselt bin und nimmer glücklich werden kann."

Man sieht, der junge bäurische Philosoph philosophirte so falsch, als man mit zwanzig Jahren nur falsch philosophiren kann, und indem er über sein Schicksal grollte, dachte er nicht daran, daß er auf dem besten Wege war, sein Schicksal zu verdienen, indem er sein Herz dem Neide, dem Hasse und der Unzufriedenheit öffnete.

Seine trüben Gedanken wurden unterbrochen durch Rädergerassel und flüchtigen Hufschlag. Er kannte den Ton, er fühlte instinktmäßig, daß es der Holländer-Maier sei, der von seiner Werbung heimkehrte. Aber er mochte ihn nicht sehen: er wendete den Kopf nicht, sondern er senkte ihn tiefer nieder, und Thränen des bittersten Unmuthes fielen auf den Rasen.

Ein neuer Gedanke hatte ihn erschreckt. „Madlein! Sollte auch sie?

Gestern noch hatte er sein Mädchen gesprochen; aber sie war heiter und unbefangen wie immer gewesen, und mit keiner Silbe hatte sie ihn ahnen lassen, was bereits, wie er nun wußte, Stadtgespräch in Reneck geworden war.

Jetzt meinte er nicht nur seine Liebe, jetzt meinte er auch den Glauben an seine Liebe verloren zu haben und daß die Madlein falsch sein sollte, das war ihm noch das Aergste von Allem.

Ein lauter Angstruf schreckte ihn aus seinem Brüten, er fuhr von seinem Sitze auf. Ein Blick auf die nahe Landstraße, die kaum fünfzig Schritte von dem Ufer des Flusses vorüberzog, zeigte ihm, daß Unheil geschehen war. Das glänzende Fuhrwerk des Holzhändlers Maier kam in vollem Jagen die Straße daher. Die Pferde waren durchgegangen, die Zügel auf dem Boden nachschleifend. Der Holländer-Maier selbst, halbaufgerichtet von seinem Sitze, suchte die wilden zügellosen Rosse durch laute Zurufe zu bändigen. Die Veranlassung zu diesem Unfalle war augenscheinlich ein Gypsfigurenhändler, vor dessen Kunstschätze die Rosse gescheut und dem in Gedanken vertieften Besitzer des Fuhrwerkes die Zügel aus der Hand gerissen hatten. Der Eigenthümer des Kunstkabinetes hatte im ersten Schrecken über das Unheil, das er angerichtet, seine Kostbarkeiten auf die Straße geworfen und blickte dem dahinjagenden Gespann mit großer Verblüffung nach.

Das Geschrei des Holzhändlers war keineswegs geeignet, die unbändigen Rosse zur Ordnung zu bringen. Immer wilder wurde ihre Rasen. Jetzt mit einem gewaltigen Seitensprung setzten sie über den Straßengraben und stürmten in tollem Laufe gerade der Stelle zu, wo Toni stand. Die Gefahr war groß, denn in wenigen Augenblicken mußten Roß und Wagen in dem tiefen felsigen Flußbette zerschmettern. Dem armen Holzhändler blieb der Anblick dieser gräßlichen Gefahr erspart; er war durch die gewaltige Erschütterung auf den Boden des Fuhrwerkes niedergeworfen worden und zappelte sich dort fluchend ab, um aus einer Umstrickung eines Knäuels Stroh, Teppichen und Leitseilen los zu kommen.

Toni stand aufgerichtet mit glühenden Wangen. Ein häßlicher Gedanke war in ihm aufgestiegen, der Gedanke, daß die nächste Minute ihn von seinem gefährlichen Nebenbuhler befreien könne.

Er ballte die Fäuste auf seine klopfende Brust: der Athem stockte ihm: sein Hirn wirbelte — wie sinnlos starrte er den tollen Rossen entgegen.

Doch nur zwei Sekunden lang kämpfte er mit der Versuchung; dann stürzte er, einen lauten Schrei ausstoßend, den Pferden entgegen und fiel ihnen mit gewaltigen Armen in die Zügel. Die erschreckten Thiere stutzten und sprangen zur Seite. Noch zwanzig Schritte schleiften sie ihren muthigen Gegner, der sich mit Riesenkraft an ihren schaumbedeckten Gebissen festklammerte — dann hielten sie stille, am ganzen Leibe zitternd. Zwei Schritte weiter, — und sie würden in die tobenden Wellen gestürzt sein.

Toni, mit keuchender Brust, arbeitete sich unter den Pferden hervor und wischte sich die blutende Wange, die von der gebrochenen Deichsel verwundet war. Sonst blieb er unverletzt.

Der Holzhändler hatte sich aus seinem Fuhrwerke herausgearbeitet und stand jetzt, das Stroh abschüttelnd und seine mächtigen Glieder streckend, auf festem Grund und Boden.

„Donnerwetter, das hat gegolten!" sagte er mit einem scheuen Blicke nach dem steilen Ufer, „das hätte einen tüchtigen Plumser gegeben!"

„So, Du bist's Toni? Deine Hand her, Bursche; Ich glaube Du hast mir das Leben gerettet!"

Toni stand trotzig zur Seite und rührte sich nicht.

„Nun, was ist mit Dir, Bursche? Willst Du meinen Dank nicht annehmen und mir die Hand geben?"

Nein, ich will die Hand nicht geben! sagte Toni unwirsch und machte sich mit der zerbrochenen Deichsel zu schaffen; „Eure Hand hat mir zu vieles Leid angethan; ich mag sie nicht."

„Ho, ho, ho!" lachte der Holzhändler, „pfeift der Wind aus dem Loch?" Dann setzte er hinzu, und sein Auge ruhte mit Rührung auf dem trotzigen jungen Menschen: „Du hast's also gewußt, und Du hast's dennoch gethan mit Gefahr Deines eigenen Lebens? Das ist wacker, mein Junge, das ist brav gethan. Und jetzt will ich Dir sagen, daß Du mir die Hand wohl geben darfst; ich hab's um Dich verdient und Du sollst noch mehr von mir hören."

„Also her damit!" und Herr Maier schüttelte dem widerstrebenden Toni herzlich beide Hände. „So, so, mein Junge! Jetzt helfe mir noch das verrackerte Fuhrwerk zurecht machen, und dann mache, daß Du fortkommst. Es wartet Jemand auf Dich in's Hofbauers Grasgarten, dort hinter dem Haselnußhaage. Ho, Ho! wie der Bursche roth wird! Hab ich's getroffen?"

Nach einer Viertelstunde war das Fuhrwerk wieder in Ordnung, und die durch den Schrecken lammfromm gewordenen Pferde schleppten mit hängenden Köpfen den Wagen durch das frisch gepflügte Feld nach der Landstraße zurück. Hier, mitten auf der Straße stand noch die unschuldige Veranlassung zu der soeben geschilderten Katastrophe, der unglückliche italienische Kunsthändler, und betrachtete mit betrübten Blicken die Trümmer seiner Herrlichkeiten.

Er hatte den Versuch gemacht, dem Schutzengel den Kopf wieder aufzusetzen und den abgebrochenen Arm wieder anzukitten, aber wozu? Der Engel hatte nichts mehr zu schützen; denn seine Schutzbefohlenen hatten sich in Atome aufgelöst, und so warf er seufzend den armen Engel zu dem Uebrigen.

Hier lagen Sie, die stolzen Fürstentrümmer! Es war ein Umsturz, wie ihn die Weltgeschichte niemals aufzuweisen hatte; denn die Potentaten von halb Europa fuhren in Scherben auf der Straße umher.

Die bekannte Nase Napoleons III. lag unter dem historischen Hute seines großen Oheims; der Papst war seiner Mitra verlustig geworden und hatte seinen heiligen Leib auf seinen eigenen Krummstab gespießt; die irdenen Reste des Kaisers von Rußland, der Königin Viktoria und des türkischen Sultans lagen in nie gesehener Einmüthigkeit in einer Pfütze, und der König von Preußen hatte so gänzlich den Kopf verloren, daß man seine königliche Existenz nur noch aus einem sehr übel zugerichteten Rumpfe herauszustudiren vermochte. Nur ein sehr grün, roth und gelb bemalter Papagei war der allgemeinen Zerstörung entgangen, und blickte stolz und triumphirend auf die fürstlichen Trümmer herab.—Nun, Freund Italiener," sagte der Holzhändler und klopfte dem trostlosen Savoyarden auf die Schultern, „wozu dieses Jammergesicht? Lasset den Plunder liegen und fahret mit mir nach Reneck, ich will das schon in Ordnung machen."

„Lebe wohl, Toni, ich werde Dir diese Stunde nicht vergessen. Grüß mir die Madlein. hörst Du? sie ist ein tüchtig Mädel, und Du wirst Deine liebe Noth mit ihr haben." —

„Hü, Hans!"

Und fort rollte das gelbe Bernerwägele.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Bühnenleben.

Von der Schauspielerin Klara Zitt in Hamburg wird folgende humoristische Reminiszenz aus den „Blumen-, Frucht- und Dornenstücken" des Bühnenlebens mitgetheilt, wie sie nicht selten hinter den Coulissen des kleinen, wie des großen Welttheaters vorkommen.

Im Laufe des Winters war die treffliche Liebhaberin und anziehende „Anstandsdame" des Thaliatheaters zu einer Familie eingeladen, die sich durch arabische Gastfreundlichkeit auszeichnet, obgleich sie nicht in der Sahara, sondern vor dem Steinthore wohnt.

Unter den lukullischen Gerichten, die aufgetischt wurden, befanden sich geräucherte Gänsekeulen aus dem schönen Lande der Obotriten, welches sowohl vor, wie nach Einführung der Reichsverfassung durch diese Spezialität eben so berühmt bleiben wird wie durch die weniger schmackhaften „Sechszölligen," die gleichfalls eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" jener klassischen Gegend bilden.

Unsere Künstlerin schwärmt für derartige norddeutsche Naturprodukte — wir meinen natürlich nicht die „Sechszölligen," sondern die Gänsekeulen — nicht wenig und konnte des Rühmens so trefflicher Speisen nicht genug finden, denn wie Anton Reichenbach so schön sagt: „Der wahre Künstler ißt sich nie genug." Sie fragte nach der Bezugsquelle, dem Preise 2c., erhielt aber nicht sofort Antwort und vergaß „im Laufe der rollenden Monde" bald jene Soiree und die süßen Erinnerungen an das, was sie in kulinarischer Beziehung geboten.

Da kam jener verhängnißvolle Benefizabend für Klärchen heran, der jeden Winter den Glanzpunkt des künstlerischen Erdendaseins bildet.

Natürlich fehlte es, wie die treuen Thaliagäste wissen nicht an Tuschen, Kränzen, Gedichten und anderen derartigen Verkörperungen des Enthusiasmus, wie er in jenem glücklichen Musentempel den „Lieblingen" sich alljährlich so stürmisch zu erkennen gibt.

Auf einmal fliegt mitten unter den Wurfgeschossen ein besonders schöner Kranz auf die Bühne, der mit zwei schweren Gegenständen durch rothe Seidenbänder verknüpft ist, welche Schmuckkästchen so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern.

Ein freudiges Ah! entschlüpft den Lippen der Benefiziantin — die „lieben Kolleginnen" stürzen halb neugierig, halb neidisch (wir sind so galant wie möglich bei dieser Bezeichnung!) herbei und suchen mit Falkenblicken den Inhalt der mysteriösen Sendung zu durchbohren — Baum erklärt halblaut: „er sehe den Kohi Noor durchschimmern," dessen Glanz sogar den Souffleur blende, der „mit den Augen zwingt;" Reichenbach behauptet, er habe einen indischen Nabob mit zwei kaffeebraunen Sklaven in der Proszeniumsloge gesehen, Frau Kupfer wittert gar einen „enorm reichen Russen" der Cigarren zu 100 Moko. Das Stück raucht, sie „nur anbeißt," und dann aus dem Fenster wirft — kurz, die Phantasie des leicht erregbaren Bühnenvölkchens erreicht seinen Siedepunkt, den nur tief in die Geheimnisse des Lampenlichts und — Dunkels Eingeweihte zu würdigen wissen.

Endlich fällt der Vorhang des ersten Aktschlusses. Man kann sich Gewißheit verschaffen.

Furchtbarer Andrang an die Garderobe — zwei noch unkonfirmirte Choristinnen und ein Greis unter den Theaterarbeitern werden erdrückt — über ihre Leichen hinweg schreitet man zur Oeffnung des verhängnißvollen Packets mit den Juwelenkästchen.

Er will gar nicht sich aufbinden lassen — es sind förmliche gordische Knoten darum geschlungen.

„Es sind Diamanten!" schreibt die eine der Kolleginnen.

„Vielleicht sind's Topase," sagt No. 2.

„Unsinn — es werden Korallen nnd Smaragden sein," schreit No. 3.

Und so wird die ganze Mineralogie kursorisch durchgemacht — bis endlich die Packete geöffnet sind und statt der Schätze von Sesams Höhle und Tausend und Eine Nacht der braven Klara zwei geräucherte Gänsekeulen entgegenstarren, mit der sinnigen Inschrift: „Guten Appetit für heute Abend!"

O gastfreundliche Familie vor dem Steinthor, was hast Du angerichtet! Du hast Träume zerstört, die keine Wirklichkeit, selbst die der fettesten Gänsegebeine zu ersetzen vermag.

Wahre Freundschaft ist von ewiger Dauer. Cicero.

Die Foltern eines schuldbeladenen Gewissens sind die stummen Schläge mit unsichtbarer Geißel. Juvenal.

Langweiliger Besuch macht Zeit und Zimmer enger — O Himmel, schütze mich vor jedem Müßiggänger! Hagedorn.

Liebe ist die Poesie des Lebens, dessen Prosa aber die Ehe. A. W. Schlegel.

Wochen=Rundschau.

Worüber sollte man in einer Woche schreiben, in welcher nichts passirte, als hier und da ein Diebstahl, ein unbedeutendes Fest, ein Todesfall und wie die täglichen und gewöhnlichen Ereignisse alle heißen mögen? Man fühlt sich fast versucht, über die günstige Aenderung des Wetters zu sprechen, wenn man nicht wieder durch die geistreiche und passende Gesprächsverleitung! „Scheenes Wetter heite, Herr Commercienrath" davon abgeschreckt würde. Was sich in Amerika sonst ereignet, ist seit der Vertagung des Congresses und der Hinrichtung Maximilians von so wenig Bedeutung, daß man beim besten Willen und den löblichsten Absichten sich nicht erwehren kann, eine kleine Rundschau in Europa zu halten, an dessen Horizont sich wetterschwangre Wolken zusammenballen, die sich in nächster Zeit über die Völker und Könige entladen werden.

Die deutsche Frage, speziell das Verhalten Preußens gegen Dänemark ist der französischen Regierung als geeignet erschienen, um durch einen neuen diplomatischen Triumph über Preußen der französischen Politik eine kleine Entschädigung für das mexikanische Fiasko zu verschaffen. Ein Krieg liegt vielleicht nicht unmittelbar in ihrer Absicht, aber da sie weiß, daß von den andern Großmächten kaum irgend eine das Verhalten Preußens gegen Dänemark billigt, so rechnet sie darauf, daß sie, wenn sie sich zum Verfechter der dänischen Ansprüche aufwirft, dabei der diplomatischen Unterstützung der Andern gewiß sein darf und daß es also ebenso kommen wird, wie bei der Luxemburger Frage, wo Preußen sich dem übrigen Europa isolirt gegenüber sah, und daher die Dinge nicht zum Aeußersten kommen lassen konnte. Ihre ganze Haltung ist denn auch ebenso, wie derzeit; wie sie damals hinter Holland stand, so hat sie sich jetzt hinter Dänemark gestellt, und nachdem sie durch das Versprechen ihrer Unterstützung die dänische Regierung veranlaßt hat, die Vorschläge Preußens, die in den thatsächlichen Verhältnissen ihre Berechtigung finden, zu verwerfen, richtet sie jetzt an Preußen das Verlangen, daß es den Stipulationen des Prager Friedens nachkomme. Nachgiebigkeit ist aber unter diesen Umständen kaum möglich für Preußen, es muß sich doch einmal dem unaufhörlichen Bestreben der französischen Regierung, bei allen deutschen Angelegenheiten ihr Wort mitzusprechen und durch Aufhetzung der Gegner Preußens die deutsche Einheit zu verzögern oder zu verhindern, entschieden widersetzen, und selbst, wenn sein Recht in der nordschleswig'schen Frage kein ganz unbestreitbares ist, so thäte es dennoch besser, Frankreich gegenüber sofort eine feste Position einzunehmen, und ihm jede Competenz, sich in diese Angelegenheit einzumischen, abzusprechen, als durch nochmaliges Zurückweichen im Interesse einer neuen, in keinem Falle lang andauernden Friedensfrist Zweifel an seiner Entschlossenheit aufkommen zu lassen.

Wenn Oestreich in dieser Frage auf Seite Preußens treten würde, so wäre dadurch sofort die ganze Complication verschwunden, denn als Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich Schleswig eroberten, schwieg ganz Europa. Kraft des Prager Friedens ist auch Oesterreich die einzige Macht, mit der Preußen sich, falls es zu keiner Verständigung kommt, über die Ausführung der betreffenden Friedensclausel in's Vernehmen zu setzen hat, allein Oesterreich glaubt in dieser Verwickelung eine Gelegenheit zu erblicken, um sich an Preußen für die Ereignisse des vorigen Jahres zu revanchiren; es hat daher den französischen Einflüsterungen immer mehr sein Ohr geliehen und schließlich auch auf Veranlassung derselben eine Depesche nach Berlin gesandt, worin auf die Ausführung der Bestimmungen des Prager Friedens gedrungen wird. Es wird sogar bereits an einer festen Allianz zwischen Frankreich und Oestreich gearbeitet und die beabsichtigte Zusammenkunft beider Kaiser soll die inzwischen eifrig fortgeführten Unterhandlungen zum Abschluß bringen. Oesterreich hätte gewiß keinen Grund, sich mit seiner ungeheuern Staatsschuld in einen neuen Krieg zu stürzen und hört es trotz des warnenden Schicksals Maximilian's auf die Lockungen des Napoleoniden, so kann man es sich nicht anders erklären, als dadurch daß sein Zusammenbruch einmal als eine geschichtliche Nothwendigkeit vom Schicksal beschlossen ist.

Bis jetzt scheint die preußische Regierung die Forderung Napoleons energisch zurückgewiesen zu haben, denn der Pariser Moniteur meldet laut einer Kabeldepesche, daß von Seiten Frankreichs nie eine Note bezüglich Schleswigs an Preußen gerichtet sei, während die preußischen Blätter von demselben Tage mit Bestimmtheit die Wahrheit der Existenz einer solchen Depesche versichern.

Der Kaiser Napoleon ist den Gerichten, daß er sich mit neuen Rathgebern zu umgeben gedenke, durch ein huldvolles Schreiben an den Staatsminister Rouher entgegengetreten. Damit giebt Louis Napoleon zu, daß der Geist, in dem die Regierung bisher geleitet worden, sein eigener sei und nach wie vor derselbe bleiben solle und daß, wer seinen Ministern feindlich begegne, ihn, den Kaiser selbst angreife. Es wird dennoch bezweifelt, daß die seit einiger Zeit sehr gelockerte Parteidisciplin der früher so compakten und einmüthigen Majorität durch diesen Wink gebessert werden wird, und man meint, daß der Kaiser klüger gehandelt haben würde, wenn er der mit allen Fehlgriffen und Fehlschlägen der Politik der letzten Jahre so innig verknüpften Thätigkeit des Herrn Rouher ein Ende gemacht und durch die Berufung von verantwortlichen Ministern ein wirklich constitutionelles Regiment begonnen hätte. Es wird indessen dafür zu spät sein, der Kaiser wird selbst wissen, daß das gegenwärtige System ein falsches ist, aber es ist das einzige für ihn mögliche und statt daß er es wagen kann, seine alten Werkzeuge von sich zu werfen, kann er nur froh sein, wenn sie sich durch Gunstbezeugungen auch für die Zukunft fesseln lassen.

Wöchentliche Briefliste vom 3. August

Auer Balthasar	Lehmann Rudolph
Aulenbach Emma	Mayer Gottlieb
Bauer Ludwig	Neller Margareth
Beck John	Otterman Henry
Bachaus Heinrich	Rees Carl
Bannavitz Mary Jos.	Rau Wm. care Ludwig Bauer
Broddle Adam	Retlaw John
Baum Mrs Louisa	Ruf Gallus
Braun Johann	Rosenfield L.
Ballin H	Rudolph Aug C
Backman J.	Reifmann Harris
Bischof Nic.	Richter Chas
Camp Herm	Rebmann Josephine
Craft Wm	Schmauß Jakob
Deiz Frank	Schröller Henry
Dickel Georg	Schmidt Heinrich
Döhmann Theodor	Schlosser Jakob
Dryfoos u. Cahn	Schmitt Johann
Epke George	Schuster Jak
Eilina Bernard	Schweis Andres
Frieauf Adam	Schifterling Rev B
Friedlander M	Schmuck J. H. care D. Kleier
Frank Jos	Schöhne Alloys
Fast John	Stoll Poalene
Groß J	Stortz Christoph
Geitmann Luis	Stoll Konrad
Gerhardt Christ	Silverburg H
Groß Mrs C P	Stuckrath Geo H
Holtman W	Simon Isaak
Holl Simon	Traog John
Hoffstäte Hermann	Vorster Edward
Hug Heinrich	Vogt Theresia
Hesbeck J	Wahl H
Jochim Daniel	Walter Philip
Köhler Mr	Wollerman Geo
Kauff S u. Co	Wertz J
Knipers J	Wolff Wm
Kußman Jakob	Weinman Chas E
Kountz John S	Weppner August
Kryscher J A	Zweifel Geo
Kratel Niklas	
Kortmann Fred	
Loeb Felix	

Jno. J. Speed, Postmeister.

Chicago, 29. Juli 1867.

An den Conducteur des Louisville-Omnibus!

Lieber Schwager!

Erschrecken Sie nur nicht, und glauben gar ich wollte ein verwandschaftliches Verhältniß, und noch dazu eins dieser delicaten Natur usurpiren, wenn ich in unserm jetzigen Eisenbahn-Zeitalter, einen so ganz und gar aus der Mode gekommenen gemüthlichen, urdeutschen Ausdruck resp. Titel „lieber Schwager" gebrauche! fühlte sich doch in der alten guten Zeit jeder Wagenlenker oder Wagenführer einst sehr geschmeichelt, so freundschaftlich — als mit zur Familie gehörend — titulirt zu werden, und so kam auch mir beim Anschauen der Ihrem Blatte vorgedruckten hübschen Vignette jener Ausdruck, ich weiß selbst nicht wie, in den Mund, wie wohl Manchem das Wasser beim Anblicke einer reich besetzten Tafel. Sieht man aber auch den mit sechs feurigen Rossen bespannten Omnibus dahineilen, so drängen sich Einem in der That gar mancherlei anderweitige Reflexionen auf, und namentlich gedenkt man der guten Zeit, wo Wahrworte wie „Eile mit „Weile; ohne Rast, doch ohne Hast; Nur „keine Ueberstürzung; Langsam führt auch „zum Ziel;" noch im eigentlichen Sinne des Wortes etwas galten, noch auf ihrem Recht bestanden; aber wem wird es heut zu Tage wohl einfallen, behaupten zu wollen, daß diese Sprüche jetzt noch dem Buchstaben nach, befolgt werden? Allens per Dampf oder im Dampf ist die Losung, ist das Feldgeschrei! Und dennoch oder besser, trotz alledem und alledem, wie angenehm, wie erheiternd, wie hübsch ist nicht eine Fahrt per Omnibus! Wer der zahlreichen Leser des Omnibus, erinnert sich wohl nicht mit Vergnügen, wenigstens einer per Omnibus gemachten schönen Reise oder Spritz-Tour?

Geht mir doch weg mit Euerm sogenannten Dampf-Roß — der tief keuchenden, schnaufenden, puffenden, zuweilen wie auf dem letzten Loche pfeifenden kohlenrußartigen Schind-Mähre; führt sie Einen nicht mit solch' rasender Schnelligkeit dahin, daß — hatte man sich wirklich auf etwas Sehenswerthes gefreut, oder gehofft, irgend eine Merkwürdigkeit auf seiner Tour en passant zu bewundern — man nur zu häufig in seinen Erwartungen getäuscht, ja oft um einen großen Genuß förmlich betrogen wird? Und das nicht allein, nicht genug, daß man getäuscht und zu kurz gekommen, zum Schaden gesellt sich auch der Spott; man wird obendrein ausgelacht und erhält den sehr tröstlichen Bescheid, sich in Zukunft 2 Stunden früher nach dem betreffenden Gegenstand seiner Neugierde oder Sehnsucht umzusehen oder zu befragen: Wo bleibt da die Poesie, wo der Genuß des Reisens bei solcher Windsbraut-Eile? Da lob ich mir doch den Omnibus, ja den Omnibus noch mehr als die Extra-Post-Kutsche. Der Erstere läßt seinen Passagieren doch Zeit zum Athmen, zu einer gemüthlichen Plauderei, zum Politisiren, Zeit zum Sehen, Essen, Trinken, kurz Zeit zu Allem was dem Menschen nutzt und frommt auf Reisen, und dabei bringt er seine Passagiere noch viel sicherer an's Ziel!

Wie prompt setzt nicht z. B. der Louisville Omnibus seine Passagiere jedesmal an den von ihnen gewünschten Stationen ab! Da ist Station Politik, Station Humor, die Anectoden, Local, Kunst- und Novellen-Station und wie sie alle sonst noch heißen mögen; wie viel Zeit bleibt nicht jedem Mitfahrenden zu interessanten lehrreichen Unterhaltungen; zu psychologischen u. anderen Studien, und wie viel Zeit bleibt selbst nicht übrig, die sämmtlichen am Wege sich vorfindenden Aushänge- und Wirthshaus-Schilder sich gründlich anzusehen und die Bekanntschaft von noch gar viel Anderer, sich Empfehlender zu machen. Der liebe Schwager hat gar große Ortskenntnisse; an den ihm schon aus Erfahrung als bestbekannten Plätzen zügelt er unaufgefordert seine Pferde etwas ein, ohne Zweifel nur in der Absicht, seinen Thieren etwas Rast zu gönnen und nebenbei aber die Passagiere etwa zu fragen: „ob's vielleicht gefällig?" Daß er selbst dabei stets mit von der Parthie, ist natürlich selbstredend. Wo aber ist eine derartige Humanität auf Eisenbahnfahrten zu finden?

Der Schwager kennt stets mit mathematischer Genauigkeit die Häuser, wo das beste und kühlste Lager für Menschen, Vieh und Kind zu finden, wo die schönste Aussicht, wo die herrlichsten Gärten, wo Musik und Tanz; er weiß ebenso genau wo bereits Morgens früh um 10 Uhr eine ausgezeichnete Turtle Suppe zu haben, als auch wo „eingewachsene Fuß-Nägel ohne die geringsten Schmerzen" geheilt werden. Ja ja solch ein Schwager ist ein Mordskerl, das wahre Factotum der Louisviller-Welt, weiß Alles, weiß ob Abens Conzert, Theater, Oper oder Ball, wo Pic-Nic und Eröffnungs-Lunche, weiß Menschen ein lustiges Liedchen zu singen, weiß aber auch stets, wenn es Zeit, Jemanden gehörig abfahren zu lassen, weiß, — doch kurz und gut weiß stets genau:

„Wo von der Reise Müh' und Sorgen,
Jedweder Passagier ist wohl geborgen.

Wer wollte unter solchen Umständen nicht gerne Mit-Passagier sein? Doch sicherlich aus dem Grunde etwa nicht, weil die Fahrten vielleicht am Sonntage gemacht werden und die Peitsche selbst am heiligen Sabathe lustig erknallt? Ich glaube kaum. Man hat mir versichert, daß echte Louisviller, oder wie vielleicht amerik. heuchlerische Sonntags-Frömmler sagen könnten? „Louisvillains, schon Krämpfe kriegen beim bloßen Anblick dieser scheinheiligen, in neuester Zeit sich so vordrängenden, dem Westen, von New York aufoctroyirten Schaf-Gesichter. Hier in Chicago sind sie mit Glanz abgefahren, und wahrscheinlich wird auch dorten wohl jeder vergnügte Sonntägler, einem Jeden solcher Burschen schon von Weitem zurufen: „Bleib in New York und nähere Dich uns nicht", denn redlich oder auf gescheidte Weise nähren kann sich solches Volk ja doch nicht. Doch brechen wir von diesem unerquicklichen Thema ab. Jüngst las der Schreiber dieser Zeilen in einer sehr gut redigirten Zeitschrift, „daß Louisville alle Elemente, „ganz das Zeug in sich berge, die meisten „und selbst im Augenblicke bereits größere „Städte des Westens noch zu überflü„geln." Ob dem so ist, ich weiß es nicht, lieber Schwager, Du mußt dies natürlich besser wissen; wie dem aber auch sei — ich will es Louisville von Herzen wünschen, allein, wenn es vielleicht Chicago im Augenblicke auch in der Hitze übertreffen will, die wir hier seit 3 oder 4 Tagen auszustehen, so möchte ich denn doch, wenn ich nicht so ohnmächtig, so impotent wie der Washingtoner Weather Cock in tiefer Angelegenheit wäre, wirklich wünschen mit einem kräftigen Veto dreinfahren zu können. Zur Motivirung bedürfte ich wahrlich eines Stanberry nicht. Die Leute schleichen hier so verzagt, so abgespannt, so verzweifelnd dicht an den Häusern vorbei, als hätten sie eine volle 10stündige Tagesarbeit vor einem heißen Glutofen ausgehalten, oder um noch bezeichnender zu sein, als wären sie sämmtlich Democraten, die eben das Resultat der letzten Wahl erfahren. Die Hitze ist nahezu unerträglich und auf Lippen scheint der Wunsch zu schweben:

„Käm ein frischer Windesstoß!
„Ach die Schwule wird zu groß,
„Donnerwetter, brich doch los!

ein Wunsch, der durchaus nur zu gerechtfertigt ist.

Daß es uns jedoch, trotz dieser heißen Tage dennoch nicht an Schattenseiten im öffentlichen Leben, im Handel und Wandel, in der Politik fehlt, dies darf mir die verehrte Omnibus-Gesellschaft auf's Wort glauben, und erwähne ich nur des abermaligen niederträchtigen Versuchs das Local der Illinois Staats Zeitung in Brand zu stecken. Und das noch bei „die Hitze"! — Der neue Redacteur en Chef dieser Zeitung Herr Hermann Raster scheint sich ganz gut hier zu gefallen, obgleich er noch nicht einmal häuslich eingerichtet ist. Ich stattete ihm heute Morgen meinen ersten Besuch hier ab, und darf ich es versichern, daß er durchaus wohl, kräftig und munter aussieht.

Viel Neues, lieber Schwager, ist von hier nicht zu berichten. Das zum Zwecke der Unterstützung Freiligrath's von den Notabeln unserer Stadt arrangirte heute Abend stattfindende große Fest-Conzert wird voraussichtlich sehr stark besucht werden, und auch mit Recht:

Denn Rath allein thuts freilich nicht,
Dem Rathe muß die Hülfe folgen.
Und glänzend wird das Volk jetzt zeigen durch die That.
Wie hoch es Dichter Fürsten schätzt gleich unsrem Freiligrath.

Aber die Art und Weise oder die Form einer derartigen Unterstützung könnte man allerdings verschiedener Ansicht und Meinung sein; mir selbst will es bedünken, als ob es wenigstens dem Zartgefühle mehr entsprechend gewesen, wenn man dem an Thätigkeit so gewöhnten Manne wie Freiligrath dadurch geholfen, ihm irgend einen sehr gut salarirten und doch bequemen Posten wieder zu verschaffen, deren es ja in London die Hülle und Fülle giebt. Es kann wohl nur an der außerordentlichen Erlusivität der deutschen Patrizier London's liegen, daß etwas Aehnliches nicht schon geschehen — das volksthümliche deutsche Element, wie es sich hier zu Lande zur Geltung bringt, liegt da trotz einer Anzahl von 100,000 Deutschen noch gar sehr im Argen. Doch genug für heute! Es wird zu spät für diese Zeilen, wenn solche noch heute zur Post sollen. Ich steige deßhalb aus, und wünsche der ganzen übrigen Omnibus Gesellschaft eine recht vergnügte Weiter-Reise bis zur nächsten Woche. Das Trinkgeld, lieber Schwager nächstens.

Ein regelmäßiger Passagier.

Der Pelz der Starosten.

Canon ist ein genialer Maler, aber ein lustiges Haus, wie so manche Künstlernatur. Castelli war eine literarische und journalistische Biene, auch ein lebenslustiger, pudelnärrischer Kauz mit allerlei Schnurren und schnackischen Einfällen, ein lebendiges Anekdotenbüchlein, aber ein Oekonom, der pedantisch seine Silberlinge sammelte, während Canon die seinigen in alle Welt springen läßt. Beide aber waren echte Wiener.

Wir sagten, Canon ist und Castelli war, denn jener gehört noch der Sterblichkeit, dieser schon der Unsterblichkeit an. Beide waren Lebemänner, nur lebte der Dichter besonnen, der Maler ein wenig unbesonnen in den Tag und die Nacht hinein. Castelli war rangirt, er hatte Orden, unzählige Schnupftabaksdosen, Münzen, Gemälde, Staatspapiere, ja sogar ein kleines Landgütchen, groß genug für einen alten Junggesellen, und allenfalls für einen Hahn mit seiner ganzen Familie auch noch dazu. Canon besaß nichts dergleichen, er verschmähte solchen irdischen Tand. Sein ganzes Vermögen bestand in seinem Genie und in einigen Wechselbriefen, die ihn im Jahre dreihundert und fünfundsechszig Mal die Adresse zu wechseln zwangen. Wir fügen noch hinzu, daß der lustige Castelli fast um ein halbes Jahrhundert älter als der lustige Canon war.

Der Schwank, den wir hier mitzutheilen uns erlauben, spielt in einem etwas strengen Winter, und Castelli trug einen stattlichen russischen Pelz, an welchem sein junger Freund Canon ein besonderes Wohlgefallen fand. Castelli nannte seinen Pelz seinen wandernden Ofen, von dem er sich um keinen Preis zu trennen entschließen könnte, aber dennoch wollte ihn sich Canon annectiren, wie man in neuester Zeit zu sagen pflegt.

„Da soll ich einen Starosten malen, in Lebensgröße malen," sagte er eines Abends verdrießlich, als sie wie gewöhnlich beisammen saßen, „aber er hat mir nichts als sein dummes Gesicht aus Petersburg geschickt."

„Das ist eine schwierige Aufgabe."

„Er hat mir freilich das Maß seiner Länge und Breite beigeschlossen, aber ich weiß nicht, in welchen Rock ich den Kerl stecken soll."

„Das ist ja Nebensache. Ich würde ihm einen schwarzen Frack anziehen."

„Wo denkst Du hin! Ein Starost im Frack sähe wie ein Bacchus im Flügelkleide aus. Das Kleid macht den Mann, und beide müssen harmoniren, wenn ich was Tüchtiges schaffen soll."

„So ziehe ihm eine Kosaken-Uniform—"

„Ja, wenn er ein Hauptmann wäre, aber mein Starost ist nichts als ein alter Philister, der nur seine Millionen zu commandiren und seine Leibeigenen zu knuten hat."

„Teufel, da wird man Dir zu einer artigen Rollen Ducaten gratuliren können."

„Ja wohl, darum will ich nichts Gewöhnliches zu Tage fördern. Tausendsapperment, da fällt mir etwas ein. Unbegreiflich, daß ich nicht gleich auf den Gedanken gekommen bin. Man ist rein vernagelt zuweilen."

„Nun? Hast Du einen Rock für Deinen Starosten gefunden?"

„Keinen Rock, aber einen famosen russischen Pelz, lieber Freund."

„Einen Pelz?"

„Ja, Deinen Pelz, mein guter Castelli. Du mußt so gefällig sein, ihn mir auf einige Stunden zu leihen."

„Leihen?" fragte Castelli die Nase rümpfend, denn der alte Herr war kein besonderer Freund von Leihen und Borgen.

„Das wird Dich doch nicht geniren? Du hast ja Kleidungsstücke genug, um Deinen Pelz ein paar Stunden entbehren zu können."

„Wirklich ein paar Stunden nur?"

„Nicht länger, als ich brauche, die Skizze auf die Leinwand zu werfen."

„Nun gut, begleite mich nach Hause. Du kannst den Pelz gleich mitnehmen, aber morgen, spätestens um zehn Uhr, stellst Du mir ihn zurück."

„O, viel, viel früher! Du hilfst mir da aus einer peinlichen Verlegenheit und sollst dafür meinen Starosten en miniature für eine Dose haben."

Die beiden Freunde verließen die Kneipe, und eine halbe Stunde später schritt Canon wie ein Magnat in dem schönen russischen Pelz seiner Wohnung zu.

Am andern Tage wartete Castelli vergebens auf seinen Pelz. Auch der dritte Tag verging, und weder Canon noch der Pelz ließ sich sehen. Castelli schickte in die Wohnung des Malers, aber dieser war ausgezogen und hatte vergessen, seine neue Adresse zurückzulassen. Als Castelli diese dennoch erforschte, war er abermals ausgezogen, und so ging es fort. So oft der Dichter hoffte, Maler und Pelz zu erwischen, schlüpften ihm Maler und Pelz, so zu sagen, durch die Finger.

Endlich lächelte dem armen Castelli das süße Glück des Wiedersehens! Canon stand eines Morgens am Fenster seiner fünfzigtausendsten Wohnung, als er seinen Freund Castelli in's Haus treten sah. Zu entwischen war nicht mehr möglich, also hilf, was helfen kann!

Als Castelli die Zimmerthür öffnete, fand er seinen Freund Canon bis über die Ohren in den Pelz gewickelt, jämmerlich stöhnend und der ganzen Länge nach ausgestreckt im Bette.

„Guten Morgen!" rief der Dichter barsch.

„Guten Morgen!" hauchte kläglich der Maler, von welchem nichts als Nasenspitze sichtbar war.

„Was hat das zu bedeuten? bist Du krank?"

„Sterbenskrank! Es freut mich, Dich zu sehen, mein guter ehrlicher Castelli, — aber komm' mir nur ja nicht zu nahe, ich bitte Dich!"

„Warum denn nicht?"

„Ich habe die schwarzen Blattern, lieber Freund."

Castelli, dem das Leben der Güter höchstes war, fürchtete nichts so sehr, als ansteckende Krankheiten.

„Die schwarzen Blattern!" schrie er entsetzt, und wäre in Todesangst fast zum Fenster, statt zur Thüre, hinausgesprungen.

„Deinen Pelz! Deinen Pelz!" rief Canon ihm nach, nachdem er endlich das rechte Loch gefunden, „Deinen Pelz!"

„Verbrenne ihn!" brüllte der Flüchtling schon auf der Treppe. „Der Teufel hole den verdammten Pelz! Ich mag von ihm nichts mehr wissen!"

Canon sprang lachend aus dem Bette.

Er war und blieb Besitzer des schönen russischen Pelzes, denn Castelli hätte ihn um alle Schätze der Erde nicht mehr zurückgenommen.

Später beichtete der Maler dem Dichter den losen Streich, den er ihm gespielt, aber das gefährdete den Bund der Freundschaft nicht, und der gutmüthige Castelli lachte oft noch recht herzlich über den lustigen Schwank.

Die Rede eines weisen Tenors.

Direktor Salvi in Wien machte einen Versuch, um den Tenoristen Calzolari noch wenigstens für die nächste italienische Saison zu gewinnen, und bot demselben eine nicht unbedeutende Gage-Erhöhung an. Der gefeierte Künstler wies jedoch den Antrag mit folgender Bemerkung, entschieden zurück: „Ich habe mich genug durch volle 30 Jahre geplagt, um die zwei Millionen Francs, die ich in meinen Liegenschaften in und um Mailand besitze, zusammenzubringen. Wozu soll ich mir weitere Entbehrungen auferlegen? Ich bin z. B. ein leidenschaftlicher Raucher, und um meine Stimme zu schonen, muß ich jährlich am 15. Sept., an welchem Tage ich meine Reise nach Petersburg antrete, die Cigarre niederlegen, um sie erst nach der letzten hiesigen Vorstellung am 31. Mai wieder anzuzünden. So muß ich auch dem Weine und jedem andern geistigen Getränke entsagen, stets frühzeitig zu Bette gehen, kurz, mich fortwährend casteien. Die Natur will auch ihre Rechte und ich breche, denke ich, meine Carrière im passenden Momente in der Hoffnung ab, daß mein Name dem Theater-Publikum in guter Erinnerung bleiben wird, und will die paar Jahre, welche mir noch bleiben, in Ruhe genießen."

Die Villa eines Sängers.

Ein Sänger, der am Theaterhimmel jetzt als Stern der ersten glänzt, hat in den letzten Tagen schweres Pech gehabt. Derselbe war nämlich mit einem Dresdener wegen Ankaufs einer Villa in der Nähe der sächsischen Hauptstadt in Verbindung getreten; man war auch handelseins geworden und war die Höhe der Anzahlung auf 8000 Thaler festgesetzt. Mit dieser Summe ausgerüstet, hatte der Mime sich nach Dresden begeben, um dieselbe nach Abschluß des Vertrages zu übergeben; es war bereits Abend, als er in dem Hotel ankam; Käufer und Verkäufer wurden daher einig, daß die Vollziehung des Kaufvertrages, sowie die Auslieferung der Anzahlung am nächsten Morgen geschehen solle. Man soll den Tag aber nie vor dem Abend loben und so trat denn auch hier vor Mitternacht ein Ereigniß ein, welches vorläufig den schönen Plan zu Wasser machte. Im Hotel, in welchem der Mime logirte, war nämlich ein Spielchen entrirt worden, und auch unser Künstler zeigte sich nicht abgeneigt, an dem sehr hohen Spiel Antheil zu nehmen. Fortuna war ihm nicht günstig und so geschah es, daß in nicht langer Zeit die als Anzahlungssumme für die Villa bestimmten 8000 Thaler dem Lotte Hazard geopfert und in den Besitz des Bankhalters gewandert waren. Als am folgenden Tage der Mime an der Villa vorüberkam, hatte er Gelegenheit, mit einem wehmüthigen Blick auf dieselbe das Lied anzustimmen: „Ach wenn du wärst mein eigen!"

Christ und Jude.

Aus Smyrna wird folgende schöne Handlung einer jüdischen Gemeinde berichtet, welche die weiteste Verbreitung und Anerkennung verdient.

Auf den Straßen Smyrna's wurden unter anderen Beutegegenständen, welche in den unglücklichen zerstörten Dörfern Candia's zusammen geraubt waren, auch sechs Kirchenglocken öffentlich zum Verkauf ausgeboten. Die jüdische Gemeinde von Smyrna kaufte dieselben an und übersendete sie dem zuständigen christlichen Bischof mit der Bitte, dieselben in den ersten wiederaufzubauenden Kirchen zu verwenden! In dem schönen Begleitschreiben der Gemeindevorstände, mit welchem dies geschah, sprechen die Juden dem Bischof ihren Dank aus für die von ihm stets vertretenden Grundsätze der Toleranz und nehmen darauf Bezug, daß gerade die Israeliten, welche Jahrhunderte lang Grausamkeiten und Verfolgungen zu erdulden gehabt, und noch immer Gegenstand von Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten seien, die Leiden ihrer unglücklichen christlichen Brüder in Candia mitzufühlen im Stande wären.

Wenn man erwägt, wie Recht die Juden mit der letzteren Bemerkung haben, wie mit Recht sie sich bis in die neueste Zeit über Beeinträchtigungen und Verfolgungen des Vorurtheils hier wie jenseits des Ozeans zu beklagen gehabt haben, wie sie drüben zum Theil immer noch um die gröbste bürgerliche Gleichstellung kämpfen müssen, und wenn man damit die oben mitgetheilte schöne Handlungsweise einer Jüdischen Gemeinde vergleicht, welche in genauem Einklange steht mit dem Gebote des Stifters der christlichen Religion: „Segnet die, welche Euch fluchen, thut wohl denen, so Euch verfolgen", so möchte man in der That fragen: „Wer sind die Christen und wer sind die Juden?"—

Aus deutschen Gerichtssälen.

Die „schwarze Bank" in W. hat diesmal ein ganz anderes Aussehen als gewöhnlich. Die Angeklagte, welche darauf hat Platz nehmen müssen, gehört nicht zu dem Proletariat, nicht zu der Classe der „Entsittlichten". Sie zeigt kein durch Noth und Elend, oder was noch widerlicher ist, durch Leidenschaften entstelltes Gesicht; sie zeigt weder Furcht noch Scheu; sie zeigt nicht einmal den Ernst, den der so sehr gefürchtete Ort dringend und unabweisbar fordert.

Die jugendliche, elegant gekleidete Gestalt trägt das reizend geformte Köpfchen hoch aufgerichtet. Der Blick aus den klaren, tiefdunkeln Augen ist äußerst beweglich, er schweift lachend in dem großen Raum umher, auch über die Zuhörer hinweg. Nur wenn derselbe in diesem Raume eine gewisse Stelle erreicht und an dieser wie gebannt einige Momente ruhen bleibt, wird der Ausdruck plötzlich ein anderer. Es ist, als ob eine dunkle, dichte Wolke sich vor die Sonne legte und das klare und wohlthuende Licht verdeckte. Die Veranlassung zu dieser Veränderung ist nicht erkennbar; sie scheint aber Beziehung zu haben zu einer jungen Dame, welche an jener Stelle Platz gefunden hat und sich durch eine sehr sorgfältige gewählte Toilette, sowie durch keckes, herausforderndes Verhalten besonders bemerkbar macht. Die Veränderung selbst geht indeß allemal schnell vorüber. Das Auge lacht wie zuvor, wenn das Köpfchen eine Wendung macht, der Blick sich losreißt und in einer anderen Richtung eine andere Person, einen andern Gegenstand fixirt.

Die Angeklagte ist erst einige zwanzig Jahre alt und seit etwa acht Monaten die Gattin des Professors H. Die Verheirathung mit dem allgemein geachteten Gelehrten hat sie in gewisser Beziehung zum Gegenstande öffentlicher Aufmerksamkeit gemacht. Die Theilnahme an dem Ausfalle der wider sie eingeleiteten Untersuchung ist eine ungewöhnliche, eine außerordentliche, der Zuhörerraum in dem großen Sitzungssaale schon vor dem Beginn der Verhandlung bis auf den letzten Platz gefüllt.

Aber die Person der Angeklagten nicht allein, auch die Strafthat und das Auftreten des öffentlichen Anklägers erregen Interesse. Jedermann weiß, daß der Letztere mit dem Gatten der Angeklagten intim befreundet, daß die Anklage nur erst im Beschwerdewege erhoben und eine Vertretung bei dieser Verhandlung nicht zu erlangen gewesen ist. Man glaubt deshalb auch nicht an eine Verurtheilung zu Strafe, nicht einmal an eine ernst gemeinte Begründung der Anklage, man ist blos auf die Lösung gespannt.

Der Staatsanwalt trug die Anklage vor.

In dem weiten Raume ist es still wie in der Kirche, nur die eine Stimme, die des Anklägers, ist hörbar. Diese Stimme, die sonst klar, fest und entschieden die Uebertretung des Strafgesetzes behauptet, der Reihe nach die Beweisstücke aufzählt und in den Richtern die Ueberzeugung von der Schuld herbeizuführen sucht, die sich durch keine Thräne beirren läßt, die kein Erbarmen keine Milde gelten lassen will, die zu allen Zeiten mit eiserner Strenge die Anwendung des Strafgesetzes fordert, diese Stimme ist weich und bewegt, nicht gerade zitternd, aber auch nicht sicher und fest. Der Ankläger giebt sich Mühe, die innere Bewegung zu beherrschen, er will und muß sein, wie er immer gewesen ist: kalt und unbeugsam.

Der Vortrag ist beendigt, die anklagende Stimme schweigt; es tritt eine Pause ein, die peinlich wird, weil sie, vielleicht nur zufällig, kein Ende nehmen will: es ist dies wie die Stille vor dem Ausbruche eines bösen Wetters.

Die Situation ist allseitig eine andere geworden. Von der vorherigen sorglosen Unbefangenheit ist nichts mehr wahrzunehmen. Jeder fühlt, daß die Anklage ernst gemeint, die Gesetzes-Uebertretung überzeugend dargethan ist und daß diese gesühnt werden muß.

Auch die Angeklagte ist ernst geworden. Das Köpfchen ist auf die Brust herabgesunken, der Blick starrt sinnend auf die Lehne der Bank. Sie scheint Anderes erwartet zu haben und enttäuscht zu sein, sie scheint die Zuversicht verloren zu haben und Besorgnisse zu empfinden.

Das Verhör beginnt.

„Angeklagte," sagt der Präsident ernst und kalt, „stehen Sie auf."

Die Angeklagte schrickt zusammen, aber sie bleibt sitzen. Sie weiß vielleicht gar nicht, daß die Forderung an sie gestellt ist und daß sie derselben folgen muß, oder sie erwartet in anderer Weise, unter Beobachtung der gesellschaftlichen Förmlichkeiten, angeredet zu werden, und übersieht, daß auf der Anklagebank jeder Standesunterschied aufhört, daß dort Namen nur dann genannt werden, wenn dies sachlich geboten ist.

„Stehen Sie auf," wiederholt der Präsident noch ernster als vorher, „und antworten Sie auf die Fragen, die ich Ihnen vorlegen werde."

Der Vertheidiger flüsterte der Angeklagten leise einige Worte zu, worauf diese sich von ihrem Sitze erhob, aber zögernd, als ob sie noch immer widerstreben wolle, oder als ob ihr die Kraft fehle, sich ohne Stütze aufrecht zu halten.

„Die Anklage," begann der Präsident mit derselben Strenge, „wirft Ihnen vor, daß Sie den Briefträger K. vorsätzlich und widerrechtlich eingesperrt, demselben also die Freiheit geraubt haben. Bekennen Sie sich schuldig?"

„Nein, nein!" schrie die Angeklagte krampfhaft.

„Ich bin weit entfernt, Sie zur Abgabe einer Erklärung bestimmen zu wollen; mein Amt legt mir aber die Pflicht auf, Ihnen vorzuhalten, daß ein offenes und reumüthiges Eingestehen eine milde Beurtheilung der Schuld zur Folge haben soll. An diesen Vorhalt knüpfe ich die Bemerkung, daß die beigebrachten Beweise anscheinend nicht leicht wiegen. Ich muß es Ihre Beurtheilung überlassen, ob Sie das Gewicht dieser Beweise werden beseitigen oder abschwächen können. Verbleiben Sie bei Ihrer Erklärung?"

„Ich bin unschuldig!"

Der Präsident war mit dieser Antwort allem Anscheine nach nicht zufrieden. Die Mißbilligung war ihm von dem Gesicht abzulesen. Er schüttelte den Kopf, warf einige Blätter des vor ihm liegenden Actenstückes zurück, ohne auch nur eines derselben anzusehen, und richtete demnächst unmuthig den Blick nach der schwarzen Bank. Das, was er dort wahrnahm, mußte ihn freundlicher stimmen, er fuhr in ganz anderer Redeweise fort:

„Angeklagte, ist Ihnen der Briefträger K. persönlich bekannt?"

„Ja!"

„Haben Sie am 10. März verlangt, daß Ihnen K. einen Brief aushändigen möchte, der an Ihren Gatten adressirt war?"

„Ja!"

„Weshalb thaten Sie das? Hatten Sie ein besonderes Interesse?"

„Ich wollte—ich fürchtete—" stammelte die Angeklagte, indem sich ihre Wange lebhaft rötheten.

„Nun?"

„Mich drängte es, über den Absender Gewißheit zu erhalten."

„Sie setzten wahrscheinlich voraus, daß der Brief von einer Dame herrühre. Nicht wahr, so ist es?" fügte der Präsident lächelnd hinzu.

Die Angeklagte widersprach nicht; es mußte in Wirklichkeit so sein.

„Was haben Sie nun aber gethan, als K. Ihre Forderung ablehnte? Erzählen Sie das genau und und umständlich."

„K. wollte den Brief nur in die Hände meines Mannes geben. Er sagte, der Brief sei ein Werthstück, und fügte dann recht maliciös hinzu, er könne unterschlagen werden, wenn die Aushändigung an eine dritte Person erfolge. Das mußte mich tief verletzen. Es war eine Beschuldigung, die der Mensch mir gegenüber nicht machen durfte. Da derselbe nur mit meinem Manne verkehren wollte, so ließ ich ihn allein."

Die Angeklagte sprach lebhaft und erregt. Die Erinnerung an die vermeintliche Kränkung hatte die Befangenheit hinweggenommen, das Auge wieder glänzend, den Blick frei gemacht. Der Präsident schien dies nicht ungern wahrzunehmen und daraus Nutzen ziehen, die Angeklagte in dieser Stimmung erhalten zu wollen.

„Sie kehrten auch nicht wieder zu ihm zurück?" fragte er freundlich.

„Nein."

„Sagten aber Ihrem Gatten nichts davon, daß ein Bote seiner warte?"

„Das konnte ich nicht, mein Mann war nicht zu Hause!"

„Sie mußten sich aber doch sagen, daß der Briefträger nicht warten könne, daß sein Beruf ihn weiterführe. Weshalb schlossen Sie die Thür, als Sie das Zimmer verließen?"

„Er sollte nur bis zur Rückkehr meines Mannes warten, weil er den Brief nur an diesen abgeben wollte, und bis dahin allein bleiben, weil er sich gegen mich unartig benommen hatte. Außerdem hat er mir auch gar nicht gesagt, daß er Eile habe und nicht warten könne."

„Sie waren also sich des Verschließens der Thür bewußt; es war Ihr bestimmter Wille, daß die Thür nicht offen bleiben sollte?"

„Gewiß."

„Ich finde das erklärlich. Durch das Verschließen der Thür war K. genöthigt, zu warten. Nicht wahr, Sie hatten nur die Absicht, denselben bis zur Ankunft Ihres Gatten zurückzuhalten und dann wieder laufen zu lassen?"

„Ich wollte weiter nichts!"

„Aber", begann der Präsident plötzlich wieder ernst werdend, „Sie sagten mir doch, daß Sie nicht schuldig wären und nun haben Sie unumwunden zugestanden, daß Sie den Briefträger K. vorsätzlich und mit dem Bewußtsein der Freiheitsentziehung in das Zimmer eingeschlossen haben. Wie wollen Sie das aufklären?"

Die Angeklagte schwieg.

Die Fragen waren ungeheuer rasch aufeinander gestellt worden, die Antworten unter dem Einflusse der Erregung ebenso rasch gegeben. Der Vorhalt des Präsidenten schien der Angeklagten die Folgen dieser Antworten vor Augen zu führen; sie mußte mit einem Male übersehen, daß sie mit einer sorglosen Offenheit auch das zugestanden hatte, was sie nicht hatte zugestehen wollen, vielleicht auch nicht hatte zugestehen sollen, um die Strafe abzuwenden. Diese Erkenntniß versetzte sie in einen Zustand der tiefsten Niedergeschlagenheit. Ihre Festigkeit war damit zu Ende und ihr Muth plötzlich aufgezehrt durch das Schuldbewußtsein und durch die Furcht und die Angst vor der Strafe. Um sich aufrecht zu erhalten, umklammerte sie mit beiden Händen die Lehne der Bank. Dann machte sie verschiedene Versuche zu sprechen, allein erst nach unsäglicher Anstrengung gelang dies.

„Mein Gott! mein Gott! ich habe ja nichts Böses thun wollen!" rief sie mit wahrer Seelenangst.

Dabei suchten die Hände die Lehne der Bank festzuhalten, sie umschlossen das Holz mit Aufwendung aller Kraft, aber der Druck ließ bald nach, die Finger lösten sich, die Angeklagte verlor den Halt, sie wankte und fiel zurück auf die schwarze Bank. Einen Moment blieb sie regungslos, dann schlug sie beide Hände vor das Gesicht und weinte, laut und tiefschmerzlich.—

War dies nicht Strafe genug? War dies nicht ausreichende Genugthuung für den Beleidigten? Wiegen die Thränen, die eine solche Angeklagte öffentlich weint, nicht unendlich schwer? Ist das so gefühlte Leid nicht bitterer, die so gezeigte Demüthigung nicht empfindlicher? Konnte der Richter, da Niemand an Leib oder Gut Schaden gehabt, das Vergehen nicht für gesühnt erachten?—

Der Präsident begnügte sich mit der Antwort, welche die Angeklagte aus der gepreßten Brust hinausgeschrien hatte. Der Widerspruch war damit allerdings nicht aufgeklärt, das Zugeständniß aber auch nicht widerrufen, es behielt seine volle Beweiskraft. Auf der Anklagebank sind solche Widersprüche gar nicht selten. Die Scheu und die Scham lassen es an dieser Stelle nicht immer dazu kommen, daß die Schuld direct eingestanden, die That mit dem wahren Namen genannt wird, selbst wenn das Schuldbewußtsein dazu drängt.

Bei der weiteren Verhandlung durfte die Angeklagte sitzen bleiben; eine andere Vergünstigung konnte ihr nicht gewährt werden.

Die Beweisaufnahme brachte eigentlich nichts Neues zur Sprache, sie hatte nur insofern Interesse, als das Motiv zur That mehr entschleiert und die Angeklagte dadurch noch tiefer gedemüthigt wurde. Der Auftritt mit dem Briefträger K. war keineswegs von kurzer Dauer gewesen. Die Angeklagte hatte auf alle nur denkbare Weise versucht, den Brief in die Hände und, als diese Versuche mißlangen, wenigstens zu Gesicht zu bekommen. Die Aufschrift, aus welcher sie den Absender errathen haben mochte, und die beharrliche Weigerung des pflichttreuen Beamten, in der sie persönliche Kränkung finden zu müssen glaubte, hatten sie in große Aufregung versetzt und die That begehen lassen. Aus den von den Zeugen bekundeten einzelnen Aeußerungen und Handlungen der Angeklagten ergab sich die That als Ausfluß einer maßlosen Eifersucht.

Das Vergehen war unzweifelhaft festgestellt, das Strafgesetz mußte zur Anwendung kommen, der Vertheidiger vermochte das nicht abzuwenden.

Der Staatsanwalt stellte seinen Antrag in tiefer Bewegung. Er forderte die Verurtheilung zu drei Monaten Gefängnißstrafe, erklärte aber, daß er im vorliegenden Falle eine weit geringere Strafe verlangen würde, wenn das Gesetz für dies Vergehen eine solche zuließe.

Das Urtheil lautete demgemäß auf drei Monate Gefängnißstrafe.

Von da ab, wo sie gerufen hatte: „ich habe ja nichts Böses thun wollen," verblieb die Angeklagte völlig theilnahmslos. Der Schmerz, den die Erkenntniß des begangenen Unrechts erzeugt hatte, mußte tiefer, einschneidender gewesen sein als der, welchen die Verurtheilung zu einer entehrenden Strafe hervorrief. E.

Die Zeitungsberichte über die Preisvertheilung in Paris erzählen ganz ernsthaft: „Beim Schluß derselben trat der Kaiserliche Prinz vor und überreichte als Präsident der Ausstellungs-Commission seinem hohen Vater die goldene Medaille, welche dieser sich in der zehnten Gruppe erworben hat. Diese Episode rief viele „Vivat" hervor.

Es wird uns nicht berichtet, daß zu dieser rührenden Scene die Musik den Lachchor aus Offenbachs „Orpheus" gespielt habe:

„Ha ba ba! Ha ba ba!
Schau doch nicht so finster drein;
Wir kennen Dich, Jupiterlein!"

Einer der Münchener Stadträthe, welcher an dem Zustandekommen des erhabenen Beschlußes mitgeholfen hat, „daß der Magistrat von München sich in keiner Weise an dem nächsten zusammentretenden Juristentage betheiligt werde", hat sein Votum durch nachstehende Verse begründet:

Nicht das Jus, nein nur das Faß
Bringt der Menschheit Glück und Spaß;
Nicht das Trockne, nur das Naß,
Nicht die Wage, nur das Glas;
Nicht der Herrn Juristen Streit,
Nur das Faß bringt Seligkeit.
Drumb ein guter Baier muß
Sich nicht kümmern um das Jus;
Er studir' ohn' Unterlaß
Tag und Nacht allein — das Faß.

Robert Blum und der arme Poet.

Wenn sich aus meinem „Parlament im Dorfe" hin und wieder eine Brandrakete statt einer humoristischen Leuchtkugel erhebt, wird man mir verzeihen müssen, denn ich habe gegenwärtig keinen andern Humor, als den Humor, den einst der Henker in der Folterkammer der heiligen Inquisition belächelt haben mag. Damit sei den Königen gesagt, daß sie auf meinem Leibe nicht das Hemd des Glücklichen finden werden. Das Glück hat mich zwar in den sechs Jahren meiner Ehe jährlich regelmäßig mit einem jungen Weltbürger beschenkt, — das ist aber auch Alles, was ich dem Glück verdanke, alle andern Gaben hat mir sehr freigiebig das Unglück zugemessen, das mein treuester Gefährte und Hausfreund war, seitdem mir der Bart gewachsen ist."

Diesen Monolog murmelte ein Mann in seinen besten Jahren, der in seiner bescheidenen Dachwohnung in Wien an seinem Schreibtisch saß, in dem Manuscript eines Bühnenwerkes blätterte und die vielen Fragezeichen bitter belächelte, die ein blödsinniger Dramaturg mit dickem Rothstift hinein gezeichnet hatte.

Der Mann nannte fast nichts mehr sein, als einen Goethe ohne Ohren, einen Schiller ohne Nase, einen Lessing ohne Kopf, und neben diesen Fragmenten deutscher Classiker einen artigen Stoß Papier; zudem besaß er noch ein hübsches junges Weib und vier kleine Kinder, die mit Quecksilber in den Adern um den Vater herumsprangen, lustig und lebendig, wenn auch im Normal-Costüme, das ihnen die Natur nach den neun Monden ihrer Entwickelungsperiode mit auf die Welt gegeben hatte.

Man wird ohne Zweifel errathen, daß der Meister dieser vier lustigen und lebendigen Werke — ein deutscher Schriftsteller, so ein armer Lorenz Kindlein war.

Während die Kinderchen sangen und sprangen, die hübsche Mutter lachte und zankte und der grollende Vater brummte und murmelte, war unbemerkt ein Fremder eingetreten.

Dieser Gast, ein untersetzter kräftiger Mann, in der Uniform der akademischen Legion, mit vollem Bart, ernsten Gesichtszügen u. Augen, in welchen sich der kühne und trotzige Geist des tollen Jahres spiegelte, der Mann mit eisernem Willen und markiger Rede war der Leipziger Bürger und deutsche Abgeordnete — Robert Blum.

„Man muß hoch steigen, um zu Euch zu gelangen, Camerad!" rief er lachend, „Schiller hat Recht, daß er bei seiner Theilung der Erde dem Poeten den Himmel zugewiesen hat, wenn man auch ein wenig müde auf Eurer Jacobsleiter wird."

„Willkommen Herr Blum!" begrüßte der überraschte Dichter achtungsvoll den wackern Patrioten, indem er ihm einen Stuhl bot und die hübsche Frau ihren Knix machte und ihre vier Kinderchen in die Küche hinausdrängte.

„Ohne Umstände, Freund," sprach Blum, nachdem er neben dem armen Poeten am Schreibtisch Platz genommen, „wir brauchen ein artiges Gedichtchen zu einer Fahnenweihe — wollt ihr uns das Ding liefern? Es sind einige Holländer dabei zu verdienen."

„Und darum suchen Sie mich, mich in meiner bescheidenen Dachkammer auf?"

„Ja, Euch, gerade Euch! Macht keine Flausen! Ich habe so manches Tüchtige von Euch gelesen — Ihr habt das rechte Zeug, zum Herzen des Volkes zu sprechen, und seit ein ganzer Mann, wenn Ihr auch in einer Dachkammer wohnt. Nun, wollt Ihr?"

„Welche Frage!"

„Schlichte Worte, ehrlich, deutsch, kräftig, Camerad. Wann erhalte ich das Ding?"

„Morgen, vielleicht noch heute."

„Abgemacht! Aber — nichts für ungut, Camerad — wenn Ihr da auch mit Zeus in seinem Himmel lebt, möchte ich Euch doch lieber auf der Erde sehen. Was treibt Ihr denn? Die Scheere der Censur kann die Flügel der Phantasie nicht mehr stutzen — warum schreibt ihr denn nichts mehr für die Bühne, die Euch doch manches gute Volksstück verdankt?"

Der Dichter deutete mit einem tiefen Seufzer auf das Manuscript, das vor ihm auf dem Tische lag.

„Das Parlament im Dorfe," las Blum. „Wahrscheinlich eine Parodie?"

„Bewahre! Eine ganz harmlose Studenten-Komödie?"

„Nun, warum laßt Ihr sie denn nicht los?"

„Die Directoren machen Schwierigkeiten. Es ist kein Königsmord, keine Minister- und Priesterhetze, kein Barrikadenkampf, ja nicht einmal eine Katzenmusik in dem Stück. Man findet es nicht zeitgemäß. Zudem ist der Held in meinem Stücke ein Fürst."

„Ein Fürst?"

„Und noch dazu ein edler Fürst."

„Ah, das ist gefehlt. Man findet zwar noch Edelmuth auf dem Throne, aber selten, Freund. Greift in's Volk hinein, wenn Ihr Helden sucht—warum die Fürsten glorificiren? Was haben denn die Fürsten für Euch gethan? Verkümmern ließen sie Euch in Eurer Dachkammer, wie viele tausend Andere, die in Wort und Schrift für sie gewirkt. Der deutsche Schriftsteller ist für die Herren Gesalbten ein Paria; krümmt er sich, wenden sie sich mit Esel von ihm ab; erhebt er sich, nehmen sie ihm Freiheit und Vaterland, wenn sie ihn nicht zermalmen können."

„Nicht alle, nicht alle."

„Haben Sie vielleicht da einen zweiten Karl August oder einen neuen Joseph geschaffen?"

„Wenn auch keinen Joseph, doch einen „Schützer der Menschen.""

„Aller Menschen, will ich hoffen, nicht blos der Menschen, die Fürst Windischgrätz erst beim Baron anfangen läßt. Vertraut mir Euer Manuscript auf ein paar Tage an. Wenn in Eurem „Parlament" mehr gesprochen als geschnattert, und mehr gereinigt als gewaschen wird, werde ich es in Leipzig eröffnen lassen, und dann wird es seinen Weg schon weiter machen. Laßt nur mich und die Leipziger Studenten dafür sorgen."

„Ach, zu welchem Dank werden Sie mich verpflichten!" rief freudig der Schriftsteller, indem er sein Manuscript in einen Umschlag hüllte und es dem berühmten Volksmann reichte.

„Armer Camerad!" sagte dieser mit warmer Theilnahme, „wenn Ihr ein Franzose wäret, würdet Ihr schwerlich gegen diesen Katzenjammer des Lebens zu kämpfen haben. Ja, ja, auch die deutsche Schriftstellerwelt hat ihre Onkel Toms Hütte, und das Schicksal ist ein Tyrann, dem die junge Freiheit noch immer nicht die Sclavenpeitsche aus der Hand winden kann. Auf Wiedersehen, Camerad! Morgen erwartet Euch der Kritiker, aber ein gerechter Kritiker. Ihr dürft schon etwas geben auf mein Urtheil. Ich habe mich auch ein wenig herumgetummelt in der Künstlerwelt, und meine Fühlhörner so ziemlich geschärft auf der Bühne."

Der wackere Volksmann verließ den armen Poeten, beschenkte dessen Kinderchen mit blanken sächsischen Silbermünzen, sprach von den vier Kindern, die in Leipzig des Vaters harrten, und eilte in die Aula, um durch feurige Reden die akademische Legion zur Ausdauer und zum Kampfe auf Leben und Tod zu begeistern.

Wie versprochen, überbrachte ihm schon am nächsten Morgen der Schriftsteller das bestellte Gedicht und empfing ein Honorar von sechs Ducaten dafür, die für die junge Frau des armen Poeten Manna in der Wüste waren. Auch Blum war fleißig gewesen. Er hatte über Nacht das „Parlament im Dorfe" gelesen.

„Euer Fürst ist ein Freund des Volkes," sprach er den Verfasser an, „und macht selbst auf die alte Fledermaus Jagd, die mit ihren gewaltigen Flügeln Jahrhunderte lang die Sonne der Wahrheit deckte. Es bleibt dabei — ich lasse Euer Stück in Leipzig in Scene setzen, Camerad!"

(Das Stück ist später unter dem Titel: „Die Studenten von R—stadt" mit vielem Glück über mehrere Bühnen gegangen.)

„Ach, ich wünschte Ihnen im Interesse meines Stückes, aber mehr noch in Ihrem eigenen Interesse, bald, recht bald Lebewohl sagen zu können," antwortete traurig und ahnungsvoll der Dichter.

„Ah bah! Ich halte aus mit Euch bis auf den letzten Mann. Ich fürchte weder Euern Generalissimus, noch den Belagerungszustand. Das Reichsparlament ist meine Garde u. mein Mandat der Schild, der mich deckt. Meine Person ist unverletzlich—also auf Wiedersehen, Camerad!"

„Auf Wiedersehen!" seufzte der Dichter aus beklommenem Herzen.

Ein böses Fieber warf den armen Poeten auf's Krankenlager. Er verträumte die schönen Tage, in welchen die kaiserlichen Truppen in Wien einrückten, Fürst Windischgrätz seinen Marschallstab wie eine Geißel Gottes schwang und sein Blutgericht eröffnete.

Es war am neunten November, als ein Soldat in die Wohnung unter dem Dache trat und der Gattin des kranken Schriftstellers ein Stückchen Papier überreichte, auf welches flüchtig folgende Worte hingeworfen waren: „Director Stöger hat Ihr Stück. Ich kann nichts thun für Ihr „Parlament" — muß mich für das blaue Parlament dort oben vorbereiten. Adieu, Camerad!"

„Was bedeutet das?" flüsterte die junge Frau erbleichend.

„Weiß nicht," antwortete der Sodat phlegmatisch. „Herr Robert Blum ist heute früh in der Brigittenau erschossen worden."

„Allmächtiger Gott—todt?" hauchte die junge Frau entsetzt.

„Todt und als Mann gestorben!"

Der Soldat entfernte sich, die junge Frau betete leise vor sich hin und der arme Poet flüsterte träumend: „Ein deutsches Schwert—ein deutsches Herz—ein deutscher Mann!"

Es war Robert Blum's Grabschrift, die der Fieberkranke flüsterte.

Ein rechtschaffener Mann ist das schönste Werk Gottes. Pope.

Zweideutiges Anerbieten.

Dame: „Ich bitte um zwei Locken, zu meinem Chignon passend."

Coiffeur: Wünschen Sie ein Paar hinter die Ohren?"